Die Christliche Welt

Protestantische Halbmonatsschrift

BEGRÜNDET VON MARTIN RADE / HERAUSG. VON HERMANN MULERT

49. Jahrgang 1. Dezember 1935 Nummer 23

Inhalt

Advent . . . . . Martin Rade

Einsamkeit . . . . . Ingeborg Mößner

Helden und Märtyrer . . . . . Hermann Mulert

Der junge Pfarrer . . . . . Mimi Horn

Kunst des Metaphysischen (Wülfing) . . . . . Otto Hubele

Die deutsche evangelisch-lutherische Kirche in Jugoslawien . . . . . Ernst Schubert

Lyrische Stimmen der Zeit . . . . . Christian Tränckner

Zwischen Advent und Weihnachten . . . . . Paula Knauf

Bilder von Menschen (Schramm/Winnig/v. Wrangell/Seidel) Gerhard Heine

Adolf Stoecker . . . . . Martin Rade

Kirche und Führerprinzip . . . . . Hermann Mulert

Die endlose Frage . . . . . Trude Bez-Mennicke

† Hans Windisch . . . . . Martin Dibelius

Blick in die Welt – Aus Zeitschriften

Bücher und Schriften – Chronik – Verschiedenes – Anzeigen

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

Postverlagsort Stuttgart

„Die Christliche Welt"

gegründet 1886, wird herausgegeben von Professor D. Hermann Mulert. Sie erscheint halbmonatlich und kostet M. 4.50 im Vierteljahr — Schriftleitung: Kiel, Feldstr. 120, Fernruf 4277 — Verlag: Leopold Klotz, Gotha.
Bezug der „Christlichen Welt" kann durch alle Postämter, Buchhandlungen, oder unmittelbar durch den Verlag erfolgen. Bei Zustellung als Drucksache kostet sie vierteljährlich M. 4.50 zuzüglich Porto; Einzelheft 80 Pfennig. Postscheck: Erfurt 4754, Zürich VIII, 12267.

Reklamationen richten die Postbezieher zuerst an das zuständige Bestellpostamt, dann erst an den Verlag. Anschriftsänderung möglichst vor Wohnungswechsel an die Post, Buchhandlung oder den Verlag weitergeben. — Im Falle einer Behinderung des Erscheinens durch höhere Gewalt haftet der Verlag nicht! — Einsendungen von Manuskripten und Rezensionsexemplaren an die Schriftleitung in Kiel. Manuskripte ohne Rückporto werden nicht zurückgesandt.

D. A. 2600 III. Vj. 35 — Verantwortlich für den Anzeigenteil Otto Hauser, Gotha.
Anzeigengebühr (nach Preisliste 2): die viergespaltene Millimeterzeile 12 Pfg., die ganze Seite RM. 124.80 brutto. Seitenteile entsprechend

Die Heilige Schrift für das Leben erklärt

HERDERS BIBELKOMMENTAR

HERAUSGEBER: EDMUND KALT in Mainz (für das Alte Testament) / WILLIBALD LAUCK in Baden-Baden (für das Neue Testament). 16 Bände (teilweise in Halbbänden)

Davon sind erschienen:

Bd. VI: **Die Psalmen** übersetzt und erklärt von Dr. Edmund Kalt. (538 Seiten.) Bei Einzelbandbezug: in Leinen M 14.40; in Halbleder M 16.80. Bei Bezug des Gesamtwerkes: Lein. M 12.–, Halbleder M 14.–.

Bd. XI: **Das Evangelium des hl. Matthäus u. des hl. Markus** erklärt von Willibald Lauck. Erste Hälfte. (340 Seiten.) Bei Einzelbandbezug: in Leinen M 7.80, in Halbleder M 9.60. Bei Bezug des Gesamtwerkes: Leinen M 6.50, Halbleder M 8.–.

Dieser neue Bibelkommentar will dazu beitragen, bis in die weitesten Kreise hinein, also nicht nur bei Theologen, sondern auch und besonders bei den Laien, das Verständnis und die Liebe für die Heilige Schrift zu wecken. Dies geschieht nicht fachwissenschaftlich, mit dem gelehrten kritischen Apparat des Exegeten; charakteristisch an Herders Bibelkommentar ist vielmehr, daß die Heilige Schrift vom Leben her, von den Fragen und Sorgen des heutigen Menschen aus betrachtet und ausgewertet wird.

VERLAG HERDER / FREIBURG I. B.

Soeben erschien:

Evangelische Gedanken zu Rosenbergs „Mythus"

von Hans Schlemmer

Zweite, durchgesehene Auflage. 40 Seiten, Broschiert RM 1.30

Unter dem zahlreichen Schrifttum, das zu Rosenbergs „Mythus" Stellung nimmt, dürfte die Arbeit von Schlemmer, die nicht unter dem Gesichtspunkt einer „Dogmenbewahrung um jeden Preis" geschaffen wurde, insofern einen **besonderen und interessanten Standpunkt** einnehmen, als sie bemüht ist, zur Erfassung des eigentlichen Wollens Rosenbergs vorzudringen und sich darüber hinaus **mit den bisherigen Schriften über Rosenberg auseinandersetzt** und einen interessanten Vergleich der Urteile ermöglicht.
Auf Grund der fast ausschließlich lobspendenden und anerkennenden Beurteilungen wurde die 2. Aufl. nur insofern geändert, als der neueste Stand der literarischen Auseinandersetzung mit Rosenberg berücksichtigt wurde.

Mit der vorliegenden 2. Auflage wurde zugleich eine neue Schriftenreihe

„Evangelische Gedanken zur Gegenwart"

herausgegeben von H. Schlemmer und D. W. Shubring eröffnet, als deren zweites Heft in Kürze erscheinen wird: **„Der Protestant und seine Kirche"**, von Hermann Schuster. — Als weitere Veröffentlichungen sind bisher vorgesehen: **„Evangelische Gedanken zur Frage Religion und Politik"** — **„. . . zur Jugendfrage"** — **„. . . zum Verhältnis von Kirche, Volk und Staat"** — **„. . . zur Rechtsreform"**.

Vorausbestellungen auf sämtliche oder einzelne der in Vorbereitung befindlichen Hefte der Schriftenreihe nimmt jede Buchhandlung und der Verlag entgegen.

Hutten-Verlag, G. m. b. H., Görlitz, Demianiplatz 28
Postscheckkonto Berlin Nr. 164 28

Der Verlag der Christlichen Welt

versendet mit diesem Heft ein Verzeichnis wertvoller

Geschenkbücher

für die Freunde der Christlichen Welt

mit der Bitte um Berücksichtigung bei der Auswahl des Weihnachtsbedarfs

Für den Weihnachtstisch!

Ebba Pauli: **Der Eremit**, Bd. 1/2 **Der Wanderer** und **Der Holzhauer** in kl. Bändchen. — **„Mensch und Kreatur"** von J. Schlosser. — **„Das Land der Verheißung"** von M. Kyber. — **„Legenden"**. **„Herma"**. **„Der Rehfriedel"**.

Verlag Hans Klassen, Heppenheim/Bergstr.

Evangelisch-reformierte Gemeinde Leipzig

Zum 1. April 1936 ist die Stelle eines

Pfarrers

zu besetzen. Bewerbungsschreiben reform. Prediger mit Angabe des Lebenslaufes erbittet und nähere Auskunft erteilt:

Konsistorium der Evangelisch-reformierten Gemeinde Leipzig C. 1
Tröndlinring 7

Junger Pfarrer

sucht andern Wirkungskreis. Am liebsten in theologischer Verlagsarbeit oder als Bibliothekar. Gefl. Angebote unter **XYZ** an den Verlag der Christlichen Welt, Gotha.

Marburg a. d. Lahn

Schöne 1–2-Zimmer-Wohnung frei, möbliert od. unmöbliert, mit herrl. Blick ins Tal, sonnige Südlage. Für alleinstehenden Herrn oder Dame. Auf Wunsch gute Pflege. Zuschriften unter **„Patmos"** an den Verlag der Christlichen Welt erbeten.

Die Christliche Welt

Protestantische Halbmonatsschrift

BEGRÜNDET VON MARTIN RADE / HERAUSG. VON HERMANN MULERT

Nr. 23 — Gotha, 1. Dezember 1935 — 49. Jahrgang

Inhalt: Advent [Sp. 1065] — Einsamkeit [Sp. 1067] — Helden und Märtyrer [Sp. 1067[— Der junge Pfarrer [Sp. 1068] — Kunst des Metaphysischen [Sp. 1069] — Die deutsche evangelisch-christliche Kirche A. B. in Jugoslawien [Sp. 1070] — Lyrische Stimmen der Zeit [Sp. 1075] — Zwischen Advent und Weihnachten [Sp. 1078] — Bilder von Menschen [Sp. 1078] — Aus Zeitschriften [Sp. 1080] — Adolf Stoecker [Sp. 1081] — Kirche und Führerprinzip [Sp. 1088] — Die endlose Frage... [Sp. 1091] — Hans Windisch [Sp. 1094] — Deutsche Glaubensbewegung und wir [Sp. 1096] — Blick in die Welt [Sp. 1097] — Bücher und Schriften: Shintô die Volksreligion Japans (Schiller); Der Sang des Lehr-Erhabenen (Otto); Die Lehr-Traktate der Bhagavad-Gîtâ (Otto); Georg Webers Weltgeschichte (Poland); Die deutsche Volksseele im christlich-deutschen Volksbrauch (Stonner); Aus 400 Jahren (Schuster); Philipp Jakob Spener (Peters); Johann Sebastians Sohn (Stabenow); Christenglaube (Schoell); Glaubensfragen und Bußfragen (Bezzel); Von Christi Leiden (Luther); Himmelsbürgerschaft (Michaelis); Deutscher und christlicher Gottglaube (Jansen); Der irdene Leuchter (Speiser); Glutende Zeit (Kotzde-Kottenrodt); Ich schwöre mir ewige Jugend (Keßler); Der Fährmann Gottes (Steinmüller); Der Engel Gottes (Tolstoi); Mein Weg zur Kunst (Hunnius); Mein Elternhaus (Hunnius); Die sterbende Kirche (Schaper); „Der Mond braust durch das Neckartal..." (Haering); Stephan und Claudia (Christaller); Wir bleiben jung! (Wolff); Das fremde Kind (Kappstein); An einem Strom geboren (Schmidtbonn); Hinter Gottes Schleiern (Land); Die Stadt auf der Brücke (Andresen); Altgrödener Geschichten (Rubatscher); Amries Vermächtnis (Randenborgh); Die Leutchen vom Walde (Bohatta-Morpurgo); Christnacht im Schnee (Menken); Am Torwarthäuschen (Bayer); Der Mensch schwimmt (Weideneder); Tyras (Lange); Nordkap in Sicht (Helbig) [Sp. 1099] — Chronik [Sp. 1107] — Verschiedenes: Helene von Dungern†; Ausführungsbestimmungen zum Reichsbürgergesetz; Zur Richtigstellung; Von einer Dorfkirche; Zur Schätzung der Bekenntnisschriften [Sp. 1110] — Anzeigen

Advent

Kommet her zu mir alle...
Matth. 11, 28

Ich bin gekommen...
Matth. 9, 13

Vom Kommen ist viel die Rede in der Heiligen Schrift. Vom Kommen Gottes, vom Kommen Jesu, von unserm Kommen.

Weihnachten kommt. Advent ist das Signal. Eine verwandelte Welt umgibt uns. Am spürbarsten, wo die christliche Familie treu in den kirchlichen Ueberlieferungen lebt. Wo „das Kirchenjahr" noch eine Macht ist. Aber auch wo man wähnt, ihm längst entglitten zu sein, wo man bewußt oder unbewußt mit ihm die Fühlung verloren hat, da ändert sich Etwas im Wesen und Weben der Welt um uns her.

Bewußt oder unbewußt. Man hat früher gern vom „unbewußten Christentum" gesprochen. Das gibt es. Massenhaft. Gott sei Dank. Aber besser, man hat es bewußt.

Wohl dem, der mit hellem Ohr jetzt eine Stimme hört: „Kommet her zu mir Alle." Es steht nicht so, daß zuerst wir kommen müßten. Das ginge gar nicht. Man kommt nur irgendwohin, wo schon Etwas oder Wer da ist. Und hier ist Wer schon da, der spricht: „Kommet her zu mir" — denn „Ich bin gekommen", ich bin da!

Aber auch er könnte nicht kommen, wenn nicht Etwas und Wer schon für ihn da wäre. Und das sind wir. Er kommt um unsert willen, kommt zu uns. Und zwar hat er uns gesehen, als wir ihn noch nicht sahen. Darum kommt er uns zuvor mit seinem Kommen, und ruft uns, damit auch wir uns aufmachen und zu ihm kommen.

Wenn wir das vernehmen und machen uns auf zu ihm, der uns ruft, dann wird aus Kommen und Kommen Advent.

Warum kam er? Wozu? Er sagt das auf mancherlei Weise. Weil wir ihn dauerten unter unsrer Last und Mühsal. Die will er uns abnehmen und uns dafür eine andre Last auferlegen; die ist leicht, tut unsrer Seele wohl, man trägt sie ohne Stolz, aber mit Freuden. Oder er sagt uns, daß er darum zu uns komme, damit wir zum Vater kommen. Denn Niemand kennt den Vater und den Weg zum Vater so wie er. Vielleicht ist der Weg, den er führt, eben die Mühsal, die er uns auferlegt; ach wie gern geht man einen anstrengenden Weg, der zum Ziele führt, auf die ersehnte Höhe!

Es sind Etliche, die seine Stimme hören und wenden sich ab. Denn sie brauchen ihn nicht und suchen keinen Weg. Man könnte sich ihrer stolzen Art freuen. Und man muß sie ihren Weg gehen lassen. Es gibt Bergsteiger, die nehmen unter keinen Umständen einen Führer, auch in den hohen Alpen. Gott behüte euch! Aber vielleicht kommt ihr doch einmal in Not. Und wenn ihr dann eine Stimme hört, die euch ruft, horcht auf sie! Ehe es zu spät ist.

Und Andre sind da, die wähnen, er käme zum Gericht. Ach freilich, wenn er immer wieder ruft und man will ihn nicht hören, was soll dabei herauskommen! Aber das Gericht predigte Johannes der Täufer, Jesus brachte andre Botschaft: Joh. 3, 17! Wo man ihn wirklich begreift, ist die Zeit des Moses vorbei: Joh. 1, 17! Weltenwende. Wir sind in Vaters Hause, Gnade und Wahrheit sind unser Teil.

Als Lessing seine „Erziehung des Menschengeschlechts" 1777 zum ersten Mal herausgab, endete sie mit den Worten: „Christus kam." Und Otto schließt sein Buch „Das Heilige": „Er ist der Sohn." R

Einsamkeit

Verlassene Burg mit nächtlichem Tor
Ist Einsamkeit —
Wer sich darein verlor,
Hört lange Zeit
Nur der eigenen Stimme Schall
Von Gewölben und Wänden im Widerhall,
Als sei er gerufen ...

Bis er schauernd schweigt,
Tastend aufwärts steigt
Viele, viele mühsame Stufen,

Um am Söller zu stehn
In der großen Winde atmendem Wehn,
Bruder von allen Dingen,
Bruder der nächtlichen Welt,
Die Werden und Wissen hält,
Bruder der kreisenden Sterne, die leise singen.

Ingeborg Mößner

Helden und Märtyrer

Das Bekenntnis des Petrus zu Jesus: „Du bist der Messias" (Markus 8, 29; durch Luthers Uebersetzung: „Du bist Christus" wird uns Heutigen der eigentliche Sinn verdeckt), Jesu Voraussage, er werde leiden und sterben müssen, und die Erzählung von der Verklärung auf dem Berge, von dem Licht und Glanz, in dem Moses und Elias erschienen und mit Jesus sprachen, stehen in den Evangelien so nahe beieinander, daß sie als auch innerlich zusammengehörend erscheinen. Galt Jesus seinen Jüngern als der Messias, so rückt er mindestens in eine Reihe mit den Größten aus der Geschichte der Religion ihres Volkes, mit Moses und Elias. Daß Jesus aber unmittelbar, nachdem Petrus ihm die höchste Würde zuerkannt hat, die ein Frommer seines Volkes einem Menschen zusprechen konnte, nicht von Herrlichkeit und Sieg spricht, sondern von Leiden, Verfolgung, Tod, damit ist eine der tiefsten Wahrheiten des Christentums, eine der wichtigsten Erfahrungen aus der Geschichte der Menschheit ausgesprochen: die Propheten Gottes werden unter den Menschen zu Märtyrern, die Künder der reinsten Wahrheit müssen leiden. Wer das eingesehen hat, kann denselben Sachverhalt auch von der andern Seite her ausdrücken: im Leiden für das Gute und für die Wahrheit liegt eine höhere Leistung als in dem, was den Ruhm der Feldherrn, Staatsmänner, Künstler, Gelehrten begründet. Sind vielleicht manche Märtyrer die größten Helden? (Daß für unzählige Christen Jesus nicht bloß Prophet, Märtyrer, Held gewesen ist und ist, sondern in ihrem Glauben daneben und zuhöchst noch anderes bedeutet, davon sprechen wir jetzt nicht; jedenfalls aber gilt er ihnen auch als Prophet, Märtyrer, Held.)

Moses und Elias haben zwar nach den Erzählungen des Alten Testaments harte Kämpfe bestehen müssen, aber sie sind nicht zu Märtyrern geworden. Wenn trotzdem in den Evangelien berichtet wird, Jesus habe, bald nachdem ihm in himmlischem Lichte diese beiden Gottesmänner der Vorzeit erschienen waren, die Ankündigung wiederholt, er werde leiden und sterben müssen, so möchte man fast fragen: ist jene Erscheinung geradezu der Anlaß für ihn gewesen, aufs neue den Jüngern zu sagen, es werde zunächst in dunkle Tiefen hinabgehen? Als hätten diese Großen ihm gesagt: „Du mußt zum Märtyrer werden"? Angedeutet ist das b Markus (9, 13), wo in einem Worte Jesu Johanne der Täufer als der wiedergekommene Elias gilt, un Johannes war zum Märtyrer geworden. Noch klar läßt Matthäus (17, 12) Jesus davon sprechen, daß, w der wiedergekommene Elias, Johannes, unter der Wil für der Menschen habe leiden und sterben müssen, auch er, Jesus, solches Schicksal haben werde.

In Naumanns „Gotteshilfe" steht ein Pfingstgebe ein gewaltiges Gebet um den Heiligen Geist; da wir Gott angerufen „der du ein Gott der Helden und Mär tyrer gewesen bist". Wir denken, wenn wir uns di Großen der Geschichte unseres Volkes vor Augen ste len, meist daran, ihr Vorbild solle es uns erleichtern Erfolge zu gewinnen. Wir sollen aber nicht vergesse daß auch von ihnen Viele für ihre Ueberzeugung habe leiden müssen, wie etwa Arndt (daß Luther wiederho in Gefahr war, zum Märtyrer zu werden, und selb damit rechnete, ist bekannt). Zeitweise gegen den Stro der öffentlichen Meinung schwimmen mußten sie all So soll die Erinnerung an sie uns zunächst Kra geben, für Recht und Wahrheit zu kämpfen und, wen es sein muß, zu leiden; inwieweit auch wir Erfol haben, steht nicht in unserer Hand. Und was so i Blick auf die Helden der vaterländischen Geschicht gilt, das gilt erst recht im Blick auf die Helden de Glaubens. Carlyle schrieb über Heldenverehrung; i alten Christentum ist früh die Märtyrerverehrung auf gekommen. Viele Märtyrer waren Helden und viel Helden sind zu Märtyrern geworden. Oft steht schlich tes Heldentum höher als laut gerühmtes; Gräber un bekannter Soldaten gibt es auch in der Geschichte de Gewissens, des Glaubens und der Liebe. In der Kirch der Reformatoren soll das Heldentum des Kampfe für die Wahrheit, für gewissenhaft erkämpfte eigen Ueberzeugung unvergessen bleiben, und in jeder Ge meinschaft von Christen das Heldentum selbstverleug nender Liebe und ihr Martyrium; der Anfänger un Vollender unseres Glaubens starb am Kreuz. M

Der junge Pfarrer

War Gott es, der den Weg mich wies?
Wählt eigenwillig ich ihn selbst?
Ich, der ich hundertfach versag,
Der ich um Trost so oft mich bang,
Darf ich den fernen Gott verkünden?
Darf schweres Schicksal ich als Strafe deuten?
Darf ich von Schuld und Sühne sprechen,
Gerechtigkeit, Zucht, Ordnung fordern?

Für Gottes Wort ist kein Gefäß zu köstlich,
Ist keine irdne Schale zu gering. —
Gott ist unfaßbar, fern, und doch in Stunden
Des reinen Glücks, der tiefsten Not ganz nah.

Ein Gott-Erlauschen und ein tastend Deuten,
Ein Ringen um die Kraft ist Prophetie.
Und Priestertum: Nachfolgen unserm Herrn,
Nach Nain, an den See Tiberias,
Bis an den Brunnen von Samaria,
Und durch Gethsemane nach Golgatha.

Vorletztes doch ist auch das Leiden und der Tod.
Das Letzte ist das Ruhn in Gottes Vaterhänden.

M. Horn

Kunst des Metaphysischen

Von der Seele. Zwölf Bilder zu dem Buche von Agnes Günther: „Die Heilige und ihr Narr." 5.75 und 7 M. — **Von Engeln.** Zwölf Kupfertiefdruckbilder. 2.75 M. — **Blüten.** Sechs Karten in Photodruck. 1.65 M. Alle von Sulamith Wülfing. Wuppertal-Elberfeld 1935, Sulamith Wülfing-Verlag.

Ein Interpret Sulamith Wülfings hat einmal geschrieben, das „Wesen" ihrer Kunst sei die „Einmaligkeit". Dem kann ich weder beipflichten noch einfach widersprechen. Das Wesen jeder Kunst ist „einmalig", unwiederholbar, irreversibel, wie jedes Wesen als Individualität einmalig — und doch ewig zugleich ist. Nicht jedes Wesen aber ist „eigenartig" in dem vornehmen Sinne genialer Originalität. So stark wird bei Sulamith Wülfing die alltägliche Sitte der gekünstelten Stoffauswahl und -gestaltung durchbrochen, daß man als erste Erschütterung eben jene fast fremdartige Echtheit spürt und man lange vor diesen Zeichnungen in suchendem Staunen stillesteht. Ihr Schaffen strömt naives, unschuldiges, „natürliches" Leuchten aus, das in gleicher Weise vom Kraftzentrum der „Dinge", wie vom Innen der Schöpferin auszugehen scheint. „Originalität" stellt sich hier dar als Begegnung mit dem Originalen, dem Urbildlichen, mit dem, was als göttliche Gedanken in die Dinge hineingesprochen ist, nicht aber als „Einmaligkeit" oder „Einzigartigkeit", die in ihrem fast eifersüchtig sich ausschließenden Sinne ihre Geltung erst im Bezirk des Heiligen zu wahren vermögen.

Aber das „Wesen" ihrer Kunst ist noch weitaus mehr. In meiner vorigen Besprechung erinnerte ich an mittelalterliche Madonnenmaler und an die Mystiker des Wortes (vgl. CW 1935, 140). Diese Erinnerung war mir zu sehr von der inhaltlichen Seite ihrer Kunst eingegeben, von den Engelsgestalten, die auf jedem Blatt erscheinen; so war sie nur teilweise zutreffend in dem Sinne, daß sie nur einen Teil dieser Künstlerin traf.

Das Entscheidende ihres Gestaltens findet sich vielmehr in der eigentümlichen Weise, in der das Naturhafte, Leibliche, Geistige, das Seelische und Sittliche, der Inhalt und Gehalt zu einer fast unwirklichen, übersinnlichen, vergeistigten Gestalt verschmilzt. Wilhelm Schlegel hätte vielleicht die Schau- und Fühlwerkzeuge besessen, uns die hier gebotenen Umrißzeichnungen aus dem „Wesentlichen" ihrer Schöpferin und zugleich aus dem Wesen des Gegenständlichen zu dolmetschen: „So wie die Worte des Dichters eigentlich Beschwörungsformeln für Leben und Schönheit sind, denen man nach ihren Bestandteilen ihre geheime Gewalt nicht anmerkt, so kommt es einem bei dem gelungenen Umriß (einer Zeichnung) wie eine wahre Zauberei vor, daß in wenigen und zarten Strichen so viel Seele wohnen kann." — Einen solchen zauberischen, an das Ueberwirkliche erinnernden Eindruck, der die Grenze von menschlichen und übermenschlichen Zügen verwischt, durchbricht, erweckt auch die Kunst Sulamith Wülfings. Jeder Strich ist magisch geladen, vielleicht allegorisch deutbar, jedenfalls aber eine zeichen-hafte und bild-hafte Beschwörung göttlicher, d. h. unbegreiflicher Wahrheiten. Ihre Kunst ist in allen Teilen hieroglyphisch, dunkel, rätselhaft und doch eine Offenbarung zugleich, die den letzten Rest ihrer Verborgenheit aber nicht preisgibt, nicht preisgeben kann. Es handelt sich bei ihren Darstellungen um namenlose Wesen, um Engel, Seelen, Blüten, Blumen, deren Macht man nicht kennt, auch wenn man ihre Namen nennt. Was sich aber auf die Macht ohne Namen richtet, das ist magisch, zauberisch; man läßt das Menschliche hinter sich, unter sich. Es handelt sich bei diesen Zeichnungen um Farben- und Lichtwelten, um Summen unzähliger Eindrücke kleinster und feinster Art, um monistische Einfühlungen in Gras-, Blumen- und Engelseelen; aber die Fremdheit dieser Mächtigkeiten wird vom Beschauer nicht durchbrochen. Rilke hätte vielleicht erraten können, was unserer Ahnung oft verschlossen bleibt. — Ein Beispiel nur: auf einem schmalen Pflanzenstengel thront in überwirklicher Schwere eine geöffnete Fruchtkapsel; dahinter das durchscheinende Traumgesicht eines schlafenden Mädchens, umgeben von einem Meer strahlender Sterne; vom Fuß des Pflanzenschaftes ragen drei Blätter in harten (stacheligen) Konturen in den Lichtkreis des ruhenden Gesichtes: „Mohn". Dies Wort, das auf der Rückseite dieser Karte steht, gibt nur eine Andeutung der Mächte und Kräfte, die hier sprechen sollen. Man hätte ebensogut „Opium", „Morphium" oder ähnliches schreiben können; was bei dieser zeichnerischen Gestaltung übrigbleibt, ist dies: daß Namen nur Symbole von Mächten sind, die untereinander engste Verwandtschaft zeigen können, dennoch aber ungreifbar sind. Sulamith Wülfings Kunst ringt immer mit verborgenen Mächten, ob sie nun Gott heißen oder Seele, Leben oder Tod, Blume oder Stern: immer sind diese Bezeichnungen zu ihren Zeichnungen nur Hinweise auf das namenlos Mächtige, das hinter allem Sichtbaren waltet, vielleicht auch durchscheint —, das wir aber nie in der Gewalt haben, weil wir immer von ihm überwältigt sind. Sulamith Wülfings Kunst ist der zeichnerisch-künstlerische Ausdruck von den „Grenzen der menschlichen Vernunft", aber in der Weise, daß sie das Reich jenseits dieser Grenze dem gläubigen Herzen, ahnendem Vertrauen und Verstehen wieder als etwas wirklich Vorhandenes vor Augen führt.

Kiel Otto Hubele

Die deutsche evangelisch-christliche Kirche A. B. in Jugoslawien

Als im September vorigen Jahres König Alexander I. von Jugoslawien in Marseille ermordet wurde, ging eine echte tiefe Trauer durch sein ganzes Land. Aufrichtigen Herzens beklagten auch unsere jugoslawischen Volks- und Glaubensgenossen den tragischen Tod dieses hervorragenden Herrschers. War er es doch gewesen, dem die deutsche evangelisch-christliche Kirche in Jugoslawien das Protestantengesetz vom April 1930 und die Sanktionierung ihrer Kirchenverfassung vom November 1930 zu danken hat.

Wie ist diese unsere Schwesterkirche entstanden?

Am 1. Dezember 1918 wurde die Vereinigung Serbiens mit den Ländern des kurz vorher gebildeten unabhängigen Staates der „Slowenen, Kroaten und Serben" in ein einziges „Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen" feierlich proklamiert und durch die Friedensschlüsse von St. Germain und Neuilly 1919 und den von Trianon 1920 anerkannt. Die Grenzverhältnisse in Kärnten regelte erst nach schweren Kämpfen eine Volksabstimmung im Oktober 1920, die den größten Teil des Landes für Oesterreich rettete. Seit 1929 heißt der Staat Jugoslawien.

Jugoslawien ist in hohem Grade ein Nationalitätenstaat. Das herrschende Volk der Serben macht 41% der Bevölkerung aus (5 Millionen), die Kroaten zählen 3, die Slowenen nur eine halbe Million. Auch wenn man diese drei verwandten Volksstämme als eine Einheit rechnet, gibt es noch eine nicht geringe Zahl von fremden Volksgruppen. Die stärkste bilden die Deutschen, die nach amtlicher Zählung etwa eine halbe Million, in Wirklichkeit aber wohl 700 000 betragen. Dann kommen die Ungarn mit einer halben Million, die Arnauten (Albaner) mit ebenfalls etwa einer halben Million, die Rumänen mit 200 000, um weitere kleinere Volkssplitter nicht erst zu nennen.

Das konfessionelle Bild ist kaum weniger bunt. Es gibt neun staatlich anerkannte Bekenntnisse. An der Spitze steht die pravoslawische orthodoxe Kirche, zu der die Serben und Mazedonier gehören, mit fast sechs Millionen. Dann folgt die römisch-katholische Kirche mit fast fünf Millionen, die die Kroaten und Slowenen, die ausschließlich römisch-katholisch sind, und Deutsche und Magyaren umschließt. Die Mohammedaner, d. h. die bosnischen Grundbesitzer, die Albaner und die Türken, zählen anderthalb Millionen, die Protestanten kaum eine Viertelmillion.

Die Protestanten sind heute in drei Kirchen gegliedert: 1. die slowakische lutherische Kirche mit 50 000 Seelen, 2. die reformierte Kirche, (60 000) aus Magyaren bestehend, aber 13 000 Deutsche umfassend, und 3. die deutsche evangelisch-christliche Kirche Augsburgischen Bekenntnisses mit 130 000 Seelen, unter denen etwa 103 000 Deutsche, 24 000 Wenden vor allem im Uebermurgebiet, und 3000 Magyaren ebendort, in der Batschka und im Banat sich befinden.

Von den 71 Pfarrgemeinden der deutschen evangelisch-christlichen Kirche A. B. in Jugoslawien war nur eine im alten Serbien, und zwar in der Hauptstadt Belgrad, die 1853 gebildet wurde, vor allem aus den aus dem Reich eingewanderten Handwerkern und sächsischen Bergleuten bestand und bis 1903 die Fürsorge des preußischen Oberkirchenrats genoß. 1860 schenkte ihr der Fürst von Serbien eine sehr bescheidene Kapelle, die heute in keiner Weise mehr der Bedeutung der Gemeinde entspricht. Sie gehört seit dem Wiederaufbau, d. h. seit 1923 zur deutschen evangelisch-christlichen Kirche A. B., bietet aber mit ihren 3000 Seelen das typische Bild einer weit über das deutsche Volkstum hinausgehenden, ökumenischen Großstadtgemeinde: nur 54% ihrer Glieder sind Deutsche, 25% Slawen (davon 18% Slowaken), 12% Magyaren. Die übrigen sind Holländer, Skandinavier und Franzosen. Die Mehrzahl der deutschen Gemeindeglieder bilden die aus dem übrigen deutschen Siedlungsgebiet eingewanderten Arbeiter, Handwerker und Dienstmädchen. Großartig ist ihre Volks- und Bürgerschule, die in einem eignen neuen Gebäude untergebracht ist und zur Zeit fast 400 Schüler zählt.

Der weit überwiegende Teil des Kirchenvolkes — etwa 115 000 Seelen — gehörte früher zur ungarländischen Kirche Augsburgischen Bekenntnisses in den ehemaligen ungarischen Landesteilen Banat, Batschka, Kroatien-Slawonien und Uebermurgebiet. Das ein eigenes Seniorat bildende Uebermurgebiet zählt außer 1500 Magyaren 22 000 Wenden (Slowenen): die einzigen Evangelischen jugoslawischer Volkszugehörigkeit aus der Zeit der Reformation, die nun aus freien Stücken der deutschen lutherischen Kirche sich anschlossen.

Im Banat, in der Batschka und in Kroatien-Slawonien wohnen heut die rund 100 000 zählenden Nachkommen jener protestantischen Kolonisten, die Joseph II. durch das berühmte Ansiedlungpatent vom 21. September 1782 in das den Türken entrissene, menschenleere südungarische Sumpf- und Sandland rief. Die aus den verschiedensten Gegenden Süddeutschlands stammenden Einwanderer wurden in der Batschka in 7 Gemeinden unter nicht ungünstigen äußeren Lebensbedingungen angesiedelt. Aber die körperliche Ueberanstrengung bei der Urbarmachung des Landes und das ungesunde, Malaria, Typhus und Cholera mit sich bringende Klima forderte schwere Opfer. Gemeinden starben fast zur Hälfte aus. Erst allmählich gelang es der zähen, im Glauben gegründeten Energie der Kolonisten die ungeheuren Widerstände zu bezwingen. Die Bevölkerung wuchs. Die Felder wurden zu klein. Der Bevölkerungsüberschuß siedelte weiter, zunächst in der Batschka, dann im Banat, in Kroatien-Slawonien, dann wanderte er weiter nach Bosnien und besonders zahlreich nach dem Umsturz nach Amerika. Aus den 7 Ansiedlungen sind heute 41 Pfarrgemeinden geworden, zu allermeist Dorfgemeinden, unter denen die größten, Neuwerbas und Neupazua (4500 bzw. 5800 Seelen), zugleich zu den ältesten gehören; unter den Stadtgemeinden bäuerlichen Ursprungs und kleinbürgerlichen Charakters seien genannt Neusatz (Novi Sad) in der Batschka, der Sitz der kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Organisationen, Pantschowa nördlich und Semlin westlich von Belgrad und Esseg in Slawonien. Einen ganz anderen Typus, nämlich den einer Großstadtgemeinde, bildet die in der Mitte des 19. Jahrhunderts von Gewerbetreibenden, Technikern und Kaufleuten, zunächst als Filialgemeinde von Laibach begründete Gemeinde in Agram, die heut 2000 Seelen zählt, eine von 400 Schülern der verschiedensten Konfessionen besuchte Volks- und Bürgerschule besitzt und deren gegenwärtiger Pfarrer zugleich der Landesbischof ist.

In dem früher unter gemeinsamer österreichisch-ungarischer Verwaltung stehenden Bosnien zählt heut das deutsche evangelische Seniorat etwa 8000 Seelen in 7 Pfarrgemeinden, zu allermeist Bauernsiedlungen aus dem Ende des 19. Jahrhunderts, und zwar Sekundärsiedlungen aus Gemeinden des ehemaligen Ungarns und Galiziens.

Zur österreichischen Hälfte Oesterreich-Ungarns, und zwar zur evangelischen oder reformierten Superintendenz Wien gehörte das jetzt nur 2400 Seelen umfassende Seniorat in Draubanat (Krain und Südsteiermark) mit 3 städtischen Pfarrgemeinden, Cilli, Laibach und Marburg, die aus Eingewanderten, darunter vielen Ausländern, in der Mitte des 19. Jahrhunderts gebildet wurden und die Hälfte ihrer heutigen Mitglieder der „Los-von-Rom-Bewegung" verdanken. Einst war hier, und zwar gleich zu Anfang, die Reformation siegreich gewesen. Der deutsche Adel und die deutschen Städte bekannten sich zum neuen Glauben. Einer ihrer Führer, der steirische Landeshauptmann Hans Ungnad von Sonegg, verlor deshalb sein Land, opferte aber in der deutschen Heimat sein Vermögen, um den Slawen die Bibel in ihrer Muttersprache zu schenken, und der „slowenische Luther", Primus Truber in Laibach, schuf, aus der Heimat vertrieben, in Rothenburg und Tübingen die slowenische Schriftsprache. Der Gegenreformation gelang es, das blühende evangelische Leben im slowenischen Alpenland bis auf den Grund zu zerstören.

Aus diesen so außerordentlich verschiedenen Kirchengebieten ist nun im neuen Jugoslawien eine Kirche geworden. Auf dem ersten allgemeinen Kirchentag 1921 in Neudorf dachte man — und die Regierung wollte es — an den Zusammenschluß der Lutheraner und Reformierten, auch ohne Rücksicht auf die Volkszugehörigkeit, in einer Kirche. Aber die historischen Gegensätze waren zu groß. Nicht nur die Reformierten sonderten sich ab, auch die lutherischen Slowaken gründeten einen eigenen Distrikt. Infolgedessen wurde 1923 in Neusatz ein deutscher lutherischer Kirchendistrikt gebildet und eine Synode berufen, die in mehreren Tagungen sich mit den kirchlichen Verfassungsfragen beschäftigte. Eine neue Grundlage für diese Arbeit brachte das unter Mitwirkung der führenden kirchlichen Persönlichkeiten 1930 zustande gekommene Protestantengesetz, das den drei protestantischen Kirchen, der lutherischen slowakischen, der lutherischen deutschen und der reformierten, volle Autonomie und Bekenntnisfreiheit gewährte. Die Synode konnte nun ihr Verfassungswerk beenden. Im November 1930 wurde durch königliche Genehmigung die Verfassung der deutschen evangelisch-christlichen Kirche A. B. im Königreich Jugoslawien zum Staatsgesetz erhoben. Auf dem zweiten Landeskirchentag 1931 fand die feierliche Einweihung des einstimmig gewählten Bischofs Dr. Popp und des Kirchenpräsidenten Dr. Roth statt.

In der nun geltenden Kirchenverfassung gewährt der Staat der Kirche das mit seiner Hilfe auszuübende Steuerrecht, die Steuerfreiheit der kirchlichen Gebäude, eine — freilich recht geringe — Staatssubvention, den Gebrauch der Muttersprache nicht nur in Kirche und Schule, sondern auch bei der Führung der Kirchenmatrikel. Er bestimmt ferner — es ist das ein begrüßenswerter Anfang eines kirchlichen völkischen Minderheitenrechtes —, daß sprachliche Minderheiten einen gesetzlichen Anspruch auf Gottesdienste in ihrer Sprache und auch ihre Sprache beherrschende Pfarrer haben und daß Kirchenkreisen anderen Volkstums das Recht zusteht, einer anderen Kirche sich anzuschließen. Der Staat behält sich ferner vor die Kontrolle der Geldgebarung der Kirche und die Bestätigung des Bischofs und des weltlichen Präsidenten.

Die kirchlichen Prinzipien der Verfassung, die außer der ungeänderten Confessio Augustana invariata die übrigen lutherischen Bekenntnisschriften aufführt, sind ihr genossenschaftlicher Charakter, die Autonomie der Gemeinde („Alle Macht wurzelt in der Gemeinde";

auch der Bischof wird von der Vollversammlung der Gemeinden gewählt) und der überall geltende Grundsatz der Gleichstellung von Geistlichen und Laien. Die verfassunggebende Gewalt liegt bei der aus Urwahlen hervorgehenden Synode. Je nach der Zahl der Pfarrstellen entfallen auf das einzelne Seniorat zwei bis sechs Abgeordnete, wobei die Zahl der Theologen und Nichttheologen gleich ist. Die auf dem Prinzip der Selbstverwaltung aufgebaute Verwaltung der Kirche vollzieht sich in drei Stufen: Gemeinde (Pfarrer, Gemeindeinspektor, Presbyterium, Gemeindeversammlung), Seniorat[1]) (Senior, Senioratsinspektor, Senioratsversammlung), Landeskirche (Bischof, weltlicher Präsident, Landeskirchentag, 80 Mitglieder, jährlich tagend), Landeskirchenrat (7 Mitglieder, nach Bedarf zusammenkommend).

Um über dem äußeren Rahmen das eigentliche Bild nicht zu vergessen: das erfreulich Charakteristische ist: Kirche und Volk gehören zusammen. Ja, die Kirche wird noch überall als das Beste der gemeinsamen Güter angesehen. Volksfeste sind Kirchenfeste und Kirchenfeste sind Volksfeste, das wird Jeder bezeugen, dem einmal die Freude zuteil ward, mitfeiern zu können.

Die Gottesdienste waren durchschnittlich an Sonntagen von 9, an Feiertagen von 40% der Bevölkerung besucht. In jeder Gemeinde findet alle zwei Jahre — zum Teil durch Abgesandte der deutschen Heimatkirche — eine mehrtägige Volksmissionsarbeit statt. Die Kirche hat einen eigenen Landeskirchenpfarrer für Innere Mission, der bei Pfarr-Konferenzen und Freizeiten, bei großen Veranstaltungen und in den einzelnen Gemeinden tätig ist. Stätten der Liebesarbeit sind das Waisenhaus und Konfirmandenheim in Torza, das Waisenhaus Siloah in Neu-Pazua, das Diakonissenmutterhaus in Neu-Werbas. Groß ist die Zahl der Gemeindevereine: 29 Jugendvereine (Jugendbund für entschiedenes Christentum, Christlicher Verein junger Männer, die „Kreuzfahrer"), 21 Frauenvereine, 66 Gesangvereine und Kirchenchöre (bei der 150. Jahrfeier der Gemeinde Torza fand ein Sängerfest mit 1000 Mitwirkenden statt), der 1931 begründete Gustav Adolf-Hauptverein, der als Jubiläumsgabe 1932 in Leipzig 209 000 Dinar überreichte, und die 1934 gebildete Luther-Gesellschaft, die vor allem in den Pfarrerfreizeiten die bewußte Hinwendung zur Theologie der Reformation zu pflegen gewillt ist. Hierbei sei angemerkt, daß die Pfarrer die volle akademische Ausbildung haben müssen und die theologische Prüfungsordnung nach reichsdeutschem Vorbild verschärft worden ist. Das überall verbreitete Kirchenblatt ist die in Sombor vom Evangelischen Preßverband für Jugoslawien herausgegebene Monatsschrift „Kirche und Volk". Auch der Anfang zu einer Evangelischen Volksbücherei ist gemacht. Viel gelesen ist ferner im alten Siedlungsgebiet die bewußt protestantisch redigierte „Werbaßer Zeitung".

In dem lichtvollen Bild unserer Schwesterkirche fehlen die Schatten nicht. Zunächst sind die in den Verhältnissen liegenden Schwierigkeiten nicht gering. Die evangelischen (wie die katholischen) Deutschen in Jugoslawien haben keine große Vergangenheit, wie etwa die Siebenbürger Sachsen. Sie sind ein wirtschaftlich den Fremden gewiß überlegenes Bauernvolk, aber ein Bauerntum ohne altes Bürgertum, ohne Führerschicht. Und die Verbindung mit der Heimat fehlte, durch der Heimat Schuld, auch im zweiten Deutschen Reich. „Erst 1918 brach im Donauschwabentum das unterirdische Deutschtum mit Gewalt empor."

Groß aber sind noch immer die in der neuentstandenen Kirche vorhandenen sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Gegensätze von Ost und West, von Stadt- und Landgemeinden, von geschlossenen Siedlungsgebieten und völlig vereinsamten Diasporazwerggemeinden! Wie ungleich ist noch die kirchliche Finanzlage, wenn die Belastung mit kirchlichen Abgaben auf den Kopf berechnet zwischen 9 und 193 schwankt; wie weit ist noch das Ziel: nicht die Selbsterhaltung der Gemeinde durch sich selbst, sondern die Erhaltung aller Gemeinden durch die Gesamtheit! Wie liegt durch die Verstaatlichung der Kirchenschulen das deutsche evangelische Schulwesen im Argen! Vor allem aber: die wohlhabenden Kreise stehen in Gefahr, der Verstädterung zu verfallen. Und damit hängt der Geburtenrückgang zusammen. In dem relativ reichsten Gebiet, in der Batschka, ist der evangelische Geburtenüberschuß von 5,1% im Jahre 1925 auf 2,2% im Jahre 1931 gesunken! Glücklicherweise aber sieht die Kirche diese bedenklichen Verfallserscheinungen und ist sich ihrer Verantwortung bewußt, das deutsche Volkstum durch die Kraft des Evangeliums zu läutern.

Zu den erfreulichen Zeichen der Gegenwart gehört auch die immer enger gewordene Verbindung der deutschen evangelischen Kirche in Jugoslawien mit der deutschen Heimatkirche. Es war nicht nur eine äußere Form, sondern der Ausdruck der inneren Verbundenheit und zugleich der theologischen wie praktischen Zusammenarbeit, als der um die Festigung seiner Kirche hochverdiente Bischof Dr. Popp 1934 in Berlin das „Freundschaftliche Abkommen" mit der Deutschen Evangelischen Kirche unterschrieb. Und es war ebenso nicht nur eine äußere Form, sondern ein Zeichen der deutschen Volksverbundenheit in aller Welt, daß Bischof Dr. Popp gleichzeitig eine Audienz beim Führer und Reichskanzler erbat und erhielt. So unbedingt loyal und königstreu unsere Volks- und Glaubensgenossen in ihrem jugoslawischen Staat sind, so leidenschaftlich und voll innerster Anteilnahme erleben sie die politischen Schicksale Deutschlands mit.

Noch immer ist in der Heimat die Meinung verbreitet, das Auslanddeutschtum sei ein Objekt unserer Betreuung, d. h. wir wären die Gebenden und unsere Glaubens- und Volksgenossen in der Ferne die Empfangenden. Zum Beweis, wie einseitig, ja falsch dieses Urteil ist, sei zum Schluß ein Buch genannt, für das wir Heimatdeutsche zu danken haben, das aber viel zuwenig bekannt ist und gelesen wird: „Die volksdeutsche Sendung der Kirche." Von Pfarrer Gerhard May in Cilli. Nicht nur, daß durch diese vom Auslanddeutschtum her entworfene „politische Theologie" die wissenschaftliche Erörterung der uns brennend beschäftigenden Probleme Staat, Volk und Kirche ungemein bereichert und vertieft wird, kein nachdenklicher Leser wird das Buch aus der Hand legen, ohne zu bekennen: Wir alle — welche Stellung immer der Einzelne im leidigen Kirchenstreit einnehmen mag — sollten die Mayschen Gedanken durchdenken, die von ihm erhobenen lauten Vorwürfe bußfertig hinnehmen und die von ihm aufgestellten Forderungen und Ideale freudig zu verwirklichen uns mühen. Die Heimatkirche, und nicht zuletzt unsere engkreisige binnenländische Theologie, kann von dieser Diasporatheologie lernen![2])

Berlin Ernst Schubert

[1]) Die Kirche ist in 8 Seniorate eingeteilt: 1. Batschka, 2. Banat, 3. Belgrad, 4. Bosnien, 5. das kroatisch-slawonische (Syrmien), 6. Savebanat (früher oberkroatisches), 7. Slowenien (Draubanat), 8. Uebermurgebiet.

[2]) Zur Literatur: B. Geißler: Der Südslawenstaat und die Deutschen. In „Zeitwende" 1928, Heft 2. — G. May: Die deutsche evangelische Kirche in Jugoslawien. Im Jahrbuch „Auslanddeutschtum und evangelische Kirche". 1932, S. 165 bis 188. — M. Becker: Aufbau und Statistik der deutschen evangelisch-christlichen Kirche A. B. im Königreich Jugoslawien. In demselben Jahrbuch 1934, S. 271—282. — Im Institut für Grenz- und Auslandstudien in Berlin entworfene Karten des Siedlungsgebietes und der deutschen Evangelischen in Jugoslawien sowie der Seniorate und der Gemeinden; in demselben

Lyrische Stimmen der Zeit

(Vgl. vorige Nummer, Sp. 1028)

Zeitumbruch kann Generationswechsel bedeuten mit den normalen periodischen Erscheinungen, aber auch Zeit- und Weltwende mit umstürzlerischem Charakter. Daß wir uns im letzteren Stadium befinden, bedarf keines Beweises. Auch die Dichtung? Das ist die Frage, mit der wir, die wir als Beobachtende und Mitwirkende uns betätigen, immer wieder an sie herantreten. Ist die neue Dichtung nur Seelenausdruck: „Aus meinen großen Schmerzen mach' ich die kleinen Lieder", oder ist sie Seelengestaltung, Lebenswirkung, Volks- und Weltkampfmittel? Denn gerade in diesem Sinne gilt heute für uns Deutsche: „Ein Volk ist nur so lange Volk, als es Dichter hervorbringt."

Wenn wir von diesem viel fordernden Blickpunkt die Dichtungen des Jahres 1935 abtasten, finden wir unter dem uns Zugänglichen kein Werk, keines auf allen ihren Gebieten, das schon „große", „neue" Dichtung wäre. Das ist kein Vorwurf oder Aburteil; auch im Politischen, Sozialen und Wirtschaftlichen sind wir erst im Anstieg. Wir schaffen uns so nur den Standpunkt für eine angemessene Würdigung der uns vorliegenden poetischen Erscheinungen.

Bei der Lyrik ist naturgemäß in Zeiten chaotischer Umordnung der Boden für Neuschöpfung unfruchtbar. Leitartikel und Propaganda drapieren sich gern mit dem Faltenwurf des Verses, obgleich auf „Heil" herausfordernd „Beil, Pfeil und Keil" zu reimen noch nicht beweist, daß man ein Kämpfer der neuen Zeit ist, sowenig wie Christsein sich offenbart, wenn man das evangelische „Bist du's?" auf „Christus" reimt. Die diesjährige Lyrik hat, soweit wir sie sahen, weder stark nationale und sozialistische, noch tief religiöse Töne auf ihrer Harfe. Darum ist sie ja nicht wertlos. Das Erbe der klassischen und romantischen Kunst, der Einfluß Rilkes, Georges, Baudelaires tritt klar hervor.

Wieviel Schönes die junge Dichtung birgt, zeigt gleich die erste Sammlung:[1])

Nehmen wir ein kleines Gedicht Rudolf Bachs „für eine Freundin" für sich:

Nun in der dämmernden Frühe
durch das Fallen des Schnees
sag ich dir Gruß und Wunsch
für deinen strengen Tag.

Schliefest du tief und rein?
Hobst du dich schwermutlos
aus der bergenden Ruh?
Schmeckte der Apfel? das Brot?

Daß dir die Arbeit nicht feind,
daß dir ein Atmen gegönnt,
Stille und innerer Blick,
daß dir ein Lächeln erblüh!

Morgen und Mittag und
Abend ründe sich recht.
Lampenschwebende Nacht
geleite dich heiter heim.

Ist das nicht nüchtern, trocken in seiner Bild-, Reim- und Harmlosigkeit? Nein doch! Es stehen zwei Menschen dahinter, die in der Mühsal des wintergrauen strengen Alltags, in verinnerlichten Atempausen der Abende und Nächte, in gefühlter fördernder Freundschaft reif geworden sind. Schlicht und rein ist das Verhältnis der beiden Menschen, schlicht und kräftig der Schollenduft des Lebens, schlicht und tief — („Apfel" und „Brot" in edler Symbolik) — Gefühl und Gedanke, ganz schlicht die Form, die das alles umhüllt. Das ist: „schön"! — Nicht alles, was diese Sammlung loser Blätter (denn um solche, nicht um Hefte handelt es sich hier) enthält, steht auf dieser Höhe; man stutzt, wenn man zwischen tüchtigen Gedichten gelegentlich auf Blutleeres oder Pathetisches stößt. Aber im ganzen sind sie ein Zeugnis, wie ernst die junge Generation ringt. Das zeigt auch Wolfram Brockmeiers „Einkehr und Wandlung".[2]) Der Titel läßt aufhorchen: schwingt hier rhythmisch Weltwende mit? Nein, es ist „Einkehr" der Seele in sich selber, „Wandlung" zu höherer Lebensreife, wie sie Ehe, öffentliches Wirken und höhere Verantwortung bringen. In diesen Bahnen folgen wir einem geschätzten, befreundeten Dichter gern. Es sind wieder, wie früher, reife schöne Verse da: Unio mystica (S. 20), Der heiße Sommer (S. 32), Dämmerung (S. 47), Da ich dich Schwester nannte (S. 81) u. a. Aber stellenweise spürt man Zuviel-Gekonntes, wo das Ringen um Form und Wort, das den Hörer erheben macht und mitzuschwingen zwingt, fehlt. Es ist manches nicht „dunkel" im edlen Sinne, sondern unausgereift, besonders im Religiösen, das nur traditionelle Mitgift zu sein scheint, und beim Bäuerlichen, dessen Atmosphäre der Dichter in seiner Kindheit nicht recht geatmet hat. Schöne Naturbilder, Liebeslieder und Ehegedichte bilden den wertvollen Kern des Bandes.

Einen solchen vermissen wir in Ferdinand Oppenbergs „Sirenenton und Sichelklang".[3]) Oppenberg, ein Verwandter von H. Lersch, steht wie dieser zwischen den Sirenen des Ruhrgebiets und den Sicheln seiner Heimatäcker und möchte beider Klänge lyrisch deuten und einen. Aber er kommt über blickverhaftete Beschreibungen nicht hinaus, nicht zu den seelischen Schwingungen und Gestaltungen seines Vorbildes. In gleichem Tages- und Epigonenstil reimen in unsern Großstädten noch manche literarisch angeregte Arbeiterdichter, sich selbst zur Freude und Erhebung, und das ist gut; aber mancher wirkliche Dichter wartet vergebens, daß ein Verleger ihm mit einem eigenen Bande Hilfe und Ehre bereite. (Eben erscheint ein neuer Band von Oppenberg!) — Gedanklich tiefer schürft Albert Mähls „Grappenkram".[4]) Ja, es sind meist „Grappen", Grillen, Einfälle, bald bäuerliche und bürgerliche Volksweisheit, bald philosophische Spekulation (mehr aus dem Geiste Schopenhauers als aus dem Nietzsches), bald Alltagsgedanken, alles recht verschiedenwertig. Das Niederdeutsche liegt nicht bloß in der plattdeutschen Sprache, sondern auch in der individualistischen, kastenmäßigen und moralistischen Haltung, die an Barock und Aufklärung erinnert (Rachel, Sackmann u. A.). Die Versform ist bewußt unlyrisch gestaltet, gedankenkühl. Nachdenkliche Niederdeutsche werden in stillen Stunden gern dem „Grappenkrämer" etwas abhandeln. — Ins Politische und Soziale führt uns Eberhard Wolfgang Möller.[5]) Der junge, lebensstarke Dichter ruft in vier Dichtungen die junge Zeit herauf, wo wir wirkend Tat, Wort und Blut (Kantate auf einen großen Mann), im Kinde Leid und Hoffen eines Volks (Zwiesprache an der Wiege eines Kindes), den Kreislauf des Lebens durch Boden und Kreatur (Bauernkantate), Einung von Tod und Leben erfahren (Anruf und Verkündigung der Toten). Die alte Barockform der Kantate dient hier zum Versuch einer nationalen Liturgik mit innerer Polyphonie, die sich in Aufführungen der nationalsozialistischen Jugend schön bewährt hat. Noch ist zwar Pathos, Wortklang und Denkfluß stärker als der dichterische

---

Jahrbuch 1935, am Schluß. — H. Herzog: Die Verfassung der deutschen evangelisch-christlichen Kirche A. B. im Königreich Jugoslawien. 1933. — Als außerordentlich interessante und wertvolle Einführung in die Entstehung und Entwicklung einer Bauerngemeinde in der Batschka sei genannt die Geschichte der ältesten Gemeinde Torza, 1784—1934, verfaßt von Pfarrer P. Wack. 1934. Weitere Literatur in der Literaturübersicht in dem genannten Jahrbuch 1932, S. 255/56.

[1]) Kleine Lese. I. und II. Folge junger Dichtung. Mai und August 1935. Hamburg, Verlag der Blätter für die Dichtung (Dr. Ellermann). 0.50 M.

[2]) Einkehr und Wandlung. Gedichte von Wolfram Brockmeier. Berlin, Propyläen-Verlag 1935. 104 S. 2 M.

[3]) Sirenenton und Sichelklang. Gedichte von Ferdinand Oppenberg. Berlin, Theaterverlag Langen/Müller 1935. 48 S. 1.60 M.

[4]) Grappenkram. Ein Stremel plattdeutsche Philosophie von Albert Mähl. Scharbeutz-Lübeck, Franz Westphal 1935. 63 S. 1.85 M.

[5]) Berufung der jungen Zeit. Kantaten und Chöre von Eberhard Wolfgang Möller. Berlin, Theaterverlag Langen/Müller 1935. 52 S. 1.80 und 2.80 M

inklang, aber Möller ist ein Dichter, der weiß, daß Rauschen ergeht, der Quell besteht.

Die folgenden Bücher schlagen Brücken zum Ausland, das rste zu den skandinavischen Völkern: Sterne und trand.[6]) Der etwas bläßlich symbolische Titel deckt einen ölkisch bedeutsamen Versuch. Im Possehlschen Haus in ravemünde haben, von der Nordischen Gesellschaft berufen, ht junge Dichter einige Sommerwochen miteinander verlebt, inf skandinavische und drei deutsche. Menschlich sind sie einander nahegekommen, ob dichterisch, ist in dieser Selbstdarellung der Acht natürlich noch nicht erkennbar, auch nicht, b die Deutschen wirklich das Nordische innerlich erfaßt haben. ns interessiert im Büchlein die Lyrik. Der Gegensatz ist enso stark zu spüren wie die Verwandtschaft: in Form und ild, Anschauungs- und Gefühlsweise sind diese Jungen enigstens in diesen Uebersetzungen) generationsgleich, im ebensgrund aber doch sehr anders; die Skandinavier sprejen aus der Enge in einen weiten, dünn bevölkerten Landnd Seeraum, der uns nordischen Grenzmenschen heimatlich ertraut ist, die Deutschen dagegen aus der aktiven Spanung eines von innen bewegten, von außen bedrängten Volkes eraus (keiner in lyrisch oder völkisch besonders starken Jersen). Erfreulich ist an dieser Veröffentlichung das Typoraphische (von der trefflichen Druckerei Augustin in Glückadt). — Zum Norden dürfen wir auch die Flamen rechnen. lus den Meersymphonien des flämischen Volksführers yriel Verschaeve[7]) werden Stücke geboten, Gesänge it weltweiter Schau, mit mystischen Unterklängen aus Ruysroek, dem Verwandten Eckharts, die man einmal in Deutschand beachten sollte.

Vom Norden schreiten wir zum verwandten Süden: und enn Nadler einer lyrischen Sammlung[8]) ein Geleitwort mit uf den Weg gibt, muß schon etwas daran sein. Sie ist gut: n der Auswahl den reichsdeutschen an Qualität gleichwertig, uch in der sinnvollen Anordnung fein durchdacht, die gesamen Lebenskreise zur Höhe des „Ewigen Kreises" Gottes emorführend. Manche Namen aus früheren Sammlungen (Ertl, Bartsch u. A.) fehlen. Von den Alten ist nur der milde Waldeck a. Wohlbekannt ist die mittlere Generation: der realistische charfblickende Kramer der „Gaunerzinke", der männliche Proletarier Weinheber mit dem südlich gewendeten Landchaftssinn, der naturnahe Leifhelm aus dem Lande der Droste, er Stifter-Erbe Zerzer mit seinen fein ziselierten Versen, Henz, Mell u. A. Reich ist dann Reihe und Gabe der jungen Oesterreicher: Sacher, der Anmutige und Stille, Paula Ludwig, weiblich gründeter, Kramers Nachfahr Zernatto aus Kärnten, bäuerlicher, dumpfer, kosmischer als er, Waldinger, Finke, der feinfühlige Krieg usw. (Billinger, der Oberösterreicher, fehlt, warum?). Wir freuen uns dieser uns seelenverwandten Dichterschar.

Endlich ziehen wir noch den Westen und Osten hinein: in Versen von Henry von Heiseler.[9]) Sie sind ein interessantes Zeitdokument. Einmal als Ausdruck der Lebenswende des (1928 gestorbenen) Dichters, der 1914 aus der beruhsamen Sicherheit des Dichterdenkers aus der Gefolgschaft Georges herausgerissen und in den Kampf mit dem großen Schicksal, das Völker durcheinanderwirbelt und Menschen wie Staub verweht, geworfen ward. Zum andern als Zeugnis der Weltwende, die das tatgläubige Geschlecht von heute von dem der Vorkriegs- und Kriegszeit scheidet (Heiseler: „Die Tat ist Hefe, ist nichts!"). Dieser Dichter, zwischen Hebbel und George und neben Paul Ernst gestellt (hier in den dramatischen Fragmenten David, Judas, Dante u. A. und den wenigen lyrischen Versen) mutet uns vergangen an mit seiner kühlen metallenen Plastik klassischen Gepräges. Bedeutsamer dagegen und von bleibendem Werte erscheint uns immer wieder der Uebersetzer Heiseler. Keiner hat wie er die Romantik des Westens (Keats, Landor aus der Byron-Periode, Swinburne, Yeats aus der englischen Neuromantik, Keiner vor allem wie er die Romantik des russischen Ostens (Puschkin, dessen Dramen und Lyrik bei H. v. Weber erschienen sind, auch Ljeßkow) wunderbar übersetzt, man muß schon sagen wiedergeboren. Hier steht er neben dem Uebersetzer Schlegel und hoch über Vorgängern wie Bodenstedt oder Guenther. Hier liegt der Wert auch dieses späten Bandes. —

Lyrik von 1935? Nur wenig Proben, aber Typisches und Verheißendes!

Leipzig-Lindental Christian Tränckner

[6]) Sterne und Strand. Herausgegeben im Auftrag der Nordischen Gesellschaft von Fred Domes. Hamburg, Der Neue Sieben Stäbe Verlag 1935. 59 S. 2 M.

[7]) Flanderns Seemöve. Von Cyriel Verschaeve. Scharbeutz-Lübeck, Franz Westphal 1935. 74 S. 4.20 M.

[8]) Der ewige Kreis. Eine Anthologie neuer österreichischer Lyrik von Otto Brandt. Wien und Leipzig, Deutscher Verlag für Jugend und Volk 1935. 191 S. 3.40 M.

[9]) Verse. Von Henry von Heiseler. München, G. D. Callwey 1935. 69 S. 9 M.

Zwischen Advent und Weihnachten

Ferne vom Vater
Wandern wir irre
Im Dunkeln
Hierhin, dahin, hinauf, hinab,
Suchen und suchen
Und wissen nicht, was —,
Wissen nicht, daß es der Vater ist,
Den wir suchen,
Wir Kinder.

Aber leise
Löst sich ein Lichtstrahl
Irgendwie, irgendwoher.
Aufmerkend, lauschend
Tasten wir nach.
Heller wird's und wärmer,
Leichter zu atmen.
Singend, jauchzend dringen wir vorwärts,
Vorwärts und weiter —
Da: Weihnachtslichtumflossen — der Vater!

Paula Knauf

Bilder von Menschen

Der innere Kreis. Aufzeichnungen eines Arztes. Von Albert Schramm. Tübingen, Rainer Wunderlich 1935. 360 S. 5.50 M. — **Heimkehr.** Von August Winnig. Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt 1935. 411 S. 5.80 M. — **Margarethe von Wrangell.** Das Leben einer Frau 1876—1932. Aus Tagebüchern, Briefen und Erinnerungen dargestellt von Fürst Wladimir Andronikow. München, Langen/Müller 1935. 383 S. 8.50 M. — **Meine Kindheit und Jugend.** Von Ina Seidel. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt 1935. 179 S. 3.50 M.

Es sind vier verschiedenartige Bücher, und sie zeugen von verschiedenartigen Menschen: vom helfenden, vom politischen und vom gemeinen Menschen, von wissenschaftlicher Arbeit und von der Jugend einer Dichterin; aber ein Ton ist ihnen gemeinsam: die Frömmigkeit der Seele.

Ein Arzt erzählt von seinem Leben: Szenen der Kindheit, furchtbare Kriegserlebnisse, frohe und schmerzliche Erfahrungen in Studien, Freundschaften und Wanderfahrten. Das ist stofflich nicht ungewöhnlich und in dichterischer Gestaltung matt. Anders die Darstellung des Lebens im ärztlichen Wirken und in der Familie. Bunte Bilder, eindringlich und schlicht, zeigen einen Arzt der barmherzigen Liebe und des Verständnisses für die seelischen und geheimnisvollen Kräfte in Leben und Heilung, und einen Menschen der Innerlichkeit und Offenheit für die höchsten Werte des Daseins. Sein Weg führt dahin, „wo die Begriffe von Arbeit und Glück, von Heimat, von Frau und Kind sich aufs neue beleben, dahin, wo die innersten Kräfte gedeihen, die uns befreien und tragen, und ohne die es nicht Tapferkeit gibt und keine Gemeinschaft". In diesem Ethischen, mehr als in der schriftstellerischen Kunst, deren Gestalten blaß bleiben, liegt des Buches Wert.

August Winnig, den sein Werk „Frührot" die Geschichte seiner Jugend, als Menschen lieben, als Schriftsteller achten ließ, erzählt hier von seiner Tätigkeit in den Jahren 1919 bis 1923 als Bevollmächtigter des Reiches im Baltikum und als Oberpräsident von Ostpreußen geschichtlich und politisch überaus fesselnd. Eine bezeichnende Szene spielt in Weimar. Winnig unterhält sich mit dem Hamburger Carl Petersen darüber, welches die dringlichste Forderung der Zeit sei, und findet sie darin, daß der Arbeiter dem Staat gerecht werden und Schöpfer und Träger eines neuen Nationalgeistes werden müsse; Petersen dagegen sieht die vordringlichste For-

derung an den Bürger gerichtet, der sich im neuen Deutschland sozial zu bewähren habe. Das Gespräch droht zum Streit zu werden, als Friedrich Naumann eingreift: „Aber das ist doch wundervoll! Da ist der Arbeiter und sagt: die Forderung der Zeit richtet sich an mich, ich muß der Träger des Nationalgeistes werden! Und hier ist der Bürger und sagt: Nein, die Forderung der Zeit richtet sich zuerst an mich, ich muß dem sozialen Geist eine breite Bahn brechen. Ist das nicht wundervoll? Dieser Geist auf beiden Seiten ist doch das, was uns immer gefehlt hat! Wenn ihn uns jetzt das große Unglück schenkt, so ist er zwar schwer erworben, aber er ist doch die Gewähr, daß es einmal wieder mit Deutschland aufwärts gehen wird!" Da reichten sich die Beiden die Hand; Winnig freute sich, daß ihre verschiedenen Meinungen zusammengehörten, und Petersen freute sich, „daß wir einen Mann wie Pfarrer Naumann haben, der so hoch über den Gegensätzen steht, daß er sie verbinden kann".

Das Buch zeigt, wie Winnig sich Schritt für Schritt von der sozialdemokratischen Partei und der materialistischen Geschichtsauffassung völlig loslöst und sich dem Nationalsozialismus und dem Gottesglauben zuwendet, heimkehrend zur Frömmigkeit seines Elternhauses.

Ob er dabei alles von hoher Warte würdigt, wäre im einzelnen zu prüfen. Wenn er z. B. bei seinen kulturhistorischen Studien zu erkennen meint, daß alle Kultur aus dem Kultus stamme, so ist es doch nicht richtig, daß „man" früher alles menschliche Tun auf Nützlichkeitserwägungen zurückgeführt habe, und wenn er, von Delbrück in seinen Studien gefördert, äußert, die Professoren würden ihm die Veröffentlichung seiner antimaterialistischen Ergebnisse widerraten, weil diese gegen den Zeitgeist gingen, so möchte man zweifeln, daß er sich der Schwere dieses Vorwurfs bewußt gewesen sei.

Es gehört zu den schönen Zügen Winnigs, daß er eigene Fehlgriffe freimütig verurteilt. Ueberhaupt liegt außer dem Fesselnden des Stoffes ein besonderer Wert des Buches in der Persönlichkeit des Autors: Rechtlichkeit und Gewissenhaftigkeit, Selbständigkeit und Tapferkeit, Innerlichkeit und Frömmigkeit fügen sich zu einem Gesamtbild, das im besten Sinne als deutsch anmutet. So ist denn auch die Arbeit für die Wiedergeburt der Nation die Seele seines Wirkens. Sein Stil ist klar, schlicht und echt wie sein Wesen.

Abseits der Politik lebt Margarethe von Wrangell ihr wissenschaftliches Leben. Diese Baltin hat in Rußland ihre Jugend verbracht, auf deutschen Universitäten Naturwissenschaft studiert, die schreckliche Bolschewistenherrschaft in Reval überstanden und ist als Professor der Landwirtschaftlichen Hochschule und Leiterin des Pflanzenernährungsinstituts in Hohenheim bei Stuttgart hochberühmt 1932 gestorben. Ihr Jugendfreund, der 1928 ihr Gatte wurde, hat dies Lebensbild zusammengestellt; eine dankenswerte Gabe; doch wäre eine durchgehend genaue Datierung der Dokumente erwünscht.

Dies Lebensbild zeigt die Entwicklung einer genialen Frau und ihre Arbeit am wirtschaftlichen Aufbau Deutschlands durch wertvolle Erfindungen in der Landwirtschaftschemie. Nicht alles ist für Alle anziehend, im Ganzen aber wendet sich die Darstellung an das allgemeine Verständnis und das Persönliche steht im Vordergrund. Besonders fesselnd ist es, wie weibliches Gefühl die wissenschaftliche Tätigkeit befruchtet und beseelt: „Ich lebte mit den Pflanzen; ich legte das Ohr an den Boden, und es schien mir, als seien die Pflanzen froh, etwas über die Geheimnisse ihres Wachstums erzählen zu können." „Wenn ich so auf meine Radiumtöpfe blicke, habe ich die Empfindung einer braven Hausfrau, die eben eingeweckt hat." Die Welt der Lebewesen ist ihr nicht nur Gegenstand der Forschung, sondern stets auch der Liebe.

Unter Menschen seelischen Adels wächst sie auf, und ihre eigene Art zieht solche Menschen an. Beim Tode einer Verwandten schreibt sie an ihre Mutter: „Sie hat uns die Möglichkeit gezeigt, echtes, liebevolles, vornehmes Christentum zu leben."

Was heißt denn „vornehmes" Christentum? Berührt dies Attribut nicht peinlich? — Das wäre ein Mißverständnis. Vielleicht vermag eine Szene aus ihrem Leben zu zeigen, was ihr vornehmes Christentum ist. Noch ist sie nicht die berühmte Forscherin, als sie bei der Lektüre einer neuen, epochemachenden Arbeit einer großen Kapazität in Berlin auf ihrem Gebiet einen groben Fehler entdeckt. Sie traut ihren Augen nicht, aber es ist wirklich so, und die Resultate der ganzen Arbeit, für die drei berühmte Namen bürgen, brechen damit zusammen. Sie vermag den Beweis zu führen, David gegen Goliath! „Ich fand es aber am nobelsten, den Professor in einem Privatbrief auf seinen Irrtum aufmerksam zu machen."

So führt die Frau vornehmes Christentum in die Gelehrtenrepublik ein.

Man atmet in diesem Buche Höhenluft, auch künstlerisch. Denn Margarethe von Wrangell hatte eine dichterische Gabe, die sich zwar nicht hat ausleben können, aber ihrer Darstellung Glanz gegeben hat.

Ina Seidel erzählt ihr Leben bis zum 20. Lebensjahr. Eine namenreiche Ahnentafel beginnt das Buch; für die Enkelin, der es gewidmet ist, wichtiger als für uns. Dann aber folgen wir, immer stärker angezogen, der Entwicklung eines jungen Menschenlebens, geschildert mit den Farben der Wirklichkeitstreue, ohne Ueberschwang und Gefühligkeit, aber mit einer Tiefe, die Lebensgeheimnisse birgt und deutet, so daß die Alltäglichkeit von innen heraus zu leuchten scheint.

In Braunschweig verläuft die erste, unbewußter Kindlichkeit frohe Zeit, bis sie jäh abbricht. Der Vater, berichtet die Tochter nach Dokumenten, ein überarbeiteter Chirurg, fällt einer Verleumdungshetze neidischer Kollegen zum Opfer und scheidet freiwillig aus dem Leben. Nach einer Zwischenzeit in Marburg wird München der Schauplatz. Das Leben wird beziehungsreich. Die Landschaft Oberbayerns wird erlebt. Die Vorbereitung zur Einsegnung läßt sie ganz leer. Die kirchliche Dogmatik stößt ab. Jesus bleibt. Das künstlerische Leben Münchens tritt ihr nah, gesehen mit den Augen eines „tumben" jungen Mädchens, aber nun dargestellt und gedeutet durch das Verständnis einer Dichterin, die Wert und Mangel jener Epoche tief erfaßt.

Dies äußere und kulturelle Erleben hat einen Unterstrom sehnsüchtigen Verlangens nach der so katastrophal abgerissenen Kindheit und deren Schauplatz, schwermütiger Einstellung zu Leben und Sterben und damit verbundener Verinnerlichung. Fällt ihre Jugendzeit auch in den Herbst eines geschichtlichen Abschnittes, so klopft doch ihr Herz für alles unzerstörbar Junge, und in der entzückten Hingabe an die Natur lebt das dunkle Sehnen nach unvergänglichen Lebensquellen.

Dieses Werden, spürt man, ist das Werden einer Dichterin, und die Hand, die es darstellt, zeigt, zu welcher künstlerischen und menschlichen Reife diese Entwicklung geführt hat.

Dessau-Ziebigk Gerhard Heine

Aus Zeitschriften

Abessinien, der Papst und Italien. In Nr. 47 der „Deutschen Zukunft" schreibt Professor Herre über Italiens Abessinien-Unternehmen und den Vatikan. Der Papst habe sich zwar nicht einfach für den Eroberungskrieg Mussolinis eingesetzt, aber das Recht des wachsenden italienischen Volkes auf mehr Raum anerkannt. Und der alte Wunsch der Kurie, wieder Einfluß auf die heiligen Stätten im Orient und auf die morgenländische Christenheit zu gewinnen, gehe einen Bund ein mit dem italienischen Imperialismus (so wie andererseits in bezug auf Oesterreich der Papst und Mussolini Verbündete seien). Allerdings verkennt Herre die Schwierigkeiten nicht, in die so der Vatikan geraten kann: „Freilich bedeutet die Stellungnahme, zu der sich der Vatikan in den großen Auseinandersetzungen unserer Tage entschlossen hat, trotz alledem eine Gefährdung seiner übernationalen kirchlichen Aufgaben. Die Interessengemeinschaft mit einem Staat, dessen ungestümes Vorwärtsdrängen ihm eine Welt zu Feinden gemacht hat, wirkt sich allmählich zu einer Belastung aus, die an die Daseinsgrundlagen der päpstlichen Organisation rührt. Ist die katholische Kirche und ihre zentrale Leitung nicht durch die Erhebung Italiens aus einem Land der Zerstückelung und der Fremdherrschaft zu einem von leidenschaftlichem nationalen Ausdehnungswillen erfüllten großstaatlichen Machtfaktor in eine Lage gekommen, die eine völlig neue Ordnung erforderlich macht? Schon lebt das Schlagwort der Neutralisierung des Vatikans, die mit der Beseitigung der Vormachtstellung, wenn nicht Alleinherrschaft des Italienertums in Kurie und Kardinalskollegium gleichbedeutend ist, und es erschallt nicht nur aus dem Schoße der angelsächsischen, sondern auch der romanischen Völker. Sieht Pius XI., dem gewiß ein weiter Blick nicht abzusprechen ist, sieht sein Mitarbeiterkreis die Welt und das eigene kirchliche Interessengebiet nicht doch allzusehr mit italienischen Augen? Die Frage deutet ein allgemeines Problem an, auf das hier nicht näher einzugehen ist, dessen Größe aber auf der Hand liegt."

Adolf Stoecker

Zum 11. Dezember

1

Eben zur rechten Zeit ist Walter Franks Stöcker-Buch in neuer Auflage erschienen (Hamburg, Hanseat. Verlagsanstalt. 347 S. 6.80 und 7.80 M.). Wir haben das Werk 1929 Nr. 6 gebührend gerühmt. Es ist keine vollständige Biographie; der Verfasser bleibt genau in den Schranken des Titels: „Hofprediger Adolf Stöcker und die christlichsoziale Bewegung." Ja selbst das, was da an der Peripherie liegt, wird nur eben von ihm skizziert: die „Jungen Christlich-Sozialen", der Evangelisch-Soziale Kongreß usw. Aber was er bietet, ist so gründlich und anschaulich, daß man ihm dafür nur dankbar sein kann.

Denn eine ganz leichte Sache war diese Darstellung dennoch nicht. Wie wechseln in verwirrender Eile die Bilder, die Menschen, die Lebensschicksale des Helden! Will man Stöcker und sein Werk schildern, so muß man sich immer in Antithesen bewegen. Das Beste über ihn in Kürze hat Friedrich Naumann geschrieben. Nach Stöckers Tode. Das weiß auch Frank. Naumann hat ihn gekannt, geschätzt, mit ihm sich auseinandergesetzt wie Keiner.[1])

2

Geboren am 11. Dezember 1835, kleinbürgerlicher Herkunft, aufgewachsen unter den Halberstädter Kürassieren, Korpsstudent, sechs Jahre lang Hauslehrer bei baltischem Adel, Pastor unkirchlicher Dorfgemeinden, Garnisonspfarrer in Metz, stieg er schnell, als ein Neunumddreißigjähriger, zum Berliner Hof- und Domprediger auf. Frank scheut sich nicht, ihn wiederholt einen Emporkömmling zu heißen. Zwischen Volk und Hof spielte sich sein Leben ab. Er hatte einen eisernen Kopf und ein weiches Herz. Von fester kirchlicher Gläubigkeit, unberührt von wissenschaftlicher Theologie, hat er getan, was er konnte.

In Berlin fand er für seine junge überschäumende Kraft ein Arbeitsfeld von ungeheurem Ausmaß. Schwindelnde Höhepunkte nahm er mit Leichtigkeit und stürzte in greuliche Tiefen, um sich immer wieder unbeirrt daraus emporzuarbeiten.

Wir gedenken an den 3. Januar 1878. An die Schlacht im Eiskeller. In seinem Herzen funkeln zwei Kleinode, alles Andre überstrahlend — Kirche und Hohenzollernthron. Ihr satanischer Widersacher ist die gott- und vaterlandslose Sozialdemokratie. Niemand wagt den Kampf mit dem Drachen. Er geht allein hinein in die Arena, die für den öffentlichen Ringkampf damals immerfort ihre Tore offenhielt, in die Volksversammlung, und steht auf einmal dem furchtbaren Johann Most gegenüber. Wo man heute unserm Geschlecht von Stöcker erzählen will, soll man diesen Eiskellerabend schildern. Niedergebrüllt von einem Höllenlärm, verläßt der Pastor den fanatisierten Menschenhaufen als Sieger: was seine moralische Leistung betrifft, auf der Höhe des Lebens. Dreiundvierzigjährig. Er „verharrte als ein harter Fels". Man hat ihn oft mit Luther verglichen: für dieses sein Auftreten schickt sich jenes von dem Wormser Luther berichtende Wort. Für das, was er wollte, hatte er eine Waffe, die er meisterhaft führte: sein Wort, seine Rede. Die steht einem Prediger wohl an. Einem Prediger des Evangeliums! „Man danke Gott", schrieb Naumann, „daß er dem großen Volke in Berlin wenigstens einen Mann gegeben hat, der zu ihm vom ewigen Heile reden kann und gehört wird."[2])

Der Sieg, der auf den mutigen Angriff gehörte, wäre gewesen, daß dieser Pastor die ganze Sozialdemokratie durch seine Rede herumgerissen hätte. Oder bescheidener: daß er doch einen großen Teil der ihr mehr oder minder zugetanen Arbeiter von ihr losgerissen und als christliche sozialistische Arbeiterpartei neben ihr aufgebaut hätte. Aber, war er ein hinreißender Agitator, so darum noch lange kein kluger Organisator. Ein „Treiber", ja (vom Geist getrieben), aber kein Baumeister (der sein Handwerk kennt). Daß er die Klassenkluft anerkennen müsse, wenn er einen festen Grund haben wollte für sein Werk, sah er wohl. Er trennte sich bewußt von dem „Zentralverein für Sozialreform", dem er bereits angehörte, und gründete eine „Christlichsoziale Arbeiterpartei". Aber der Bissen, den diese neue Partei verschlingen sollte, war zu groß. Die Arbeiter, die ihm dabei helfen mußten, fand er nicht. Teils waren sie nicht vorhanden, teils betrogen sie ihn. Er war auch darum kein Organisator, weil er kein Menschenkenner war. Erlebte er damals, der Einsame, seine Heldenzeit (Fr. 52), so war sie kurz. Rasch folgte der erste schwere Fall. Ein halbes Jahr schon nach dem Eiskellerabend, mit der Reichstagswahl vom 30. Juli 1878, brach die ganze Herrlichkeit zusammen: in dem großen Berlin (das allein in Betracht kam), gewann die Partei nur 1421 Stimmen. Luk. 14, 28—30.

3

Ein Traum war geträumt. Am 3. Januar 1881 legte Stöcker auch den Namen „Christlichsoziale Arbeiterpartei" beiseite. Inzwischen hatten andre Möglichkeiten, andre Aufgaben sich ihm aufgetan.

Jene Episode ist dennoch nicht ohne Wirkung geblieben. Ein jüngeres Geschlecht hat wieder da angefangen, wo Stöcker anfing. Sein Vorbild hat immer neu in jungen Herzen gezündet. 1889 erschien Naumanns „Arbeiterkatechismus".[3])

Und das Mißlingen des ersten Vorstoßes hatte Stöckers Kraft nicht gebrochen. Schon das nächste Jahr führte ihn auf den zweiten Höhepunkt seines Lebens, der diesmal einen vollen äußeren Erfolg bedeutete.

Wir gedenken an den 19. September 1879. Das Schlachtfeld hat sich verändert. Und die Front ist eine andre. Noch eben gilt es Berlin, ja erst recht Berlin. Noch eben bleibt die Sozialdemokratie der Feind, der mitten in der Reichshauptstadt wie im ganzen Reiche

[1]) „Die Hilfe" 1909, Nr. 8. Wiedergegeben in „Gestalten und Gestalter", 1919. Interessant, eine frühere Charakteristik Stöckers durch Naumann damit zu vergleichen: CW 1888, Nr. 4, S. 30.

[2]) Diese drei Wörter von Naumann gesperrt. A. a. O. CW 1888, Nr. 4.

[3]) Wie schon angedeutet, kümmert sich Frank um diese Zusammenhänge (und Auseinandersetzungen) mit den Jüngeren wenig oder gar nicht. Da bringt uns soeben eine glückliche Ergänzung die Dissertation von Joachim Gauger: „Nationaler Sozialismus um 1900." (Verlag der Gotthardbriefe in Elberfeld 1935. 78 S. 1.65 M.) Hier steht Naumann und sein Nationalsozialer Verein im Mittelpunkte, aber auch Stöcker kommt zu seinem Recht und die Rolle, die „der Kreis der Christlichen Welt" damals mitgespielt hat.

anscheinend die größte Gefahr bedeutete. Aber vielleicht sitzt das ärgere Uebel anderswo. Im Zentrum der Stadt und des Bürgertums. Im Berliner Fortschritt und Judentum.

Vor den Getreuen seiner kleinen Partei, aber zugleich vor Tausenden, die im Saal oder draußen (Radio gab es noch nicht, aber man hörte die Stimme draußen doch), sprach Stöcker über „Das moderne Judentum in Deutschland, besonders in Berlin". Man soll das heute einmal wieder lesen.[4])

Um seine evangelische Kirche und um seine Hohenzollernmonarchie ging es ihm auch jetzt. Wie zahm mutet uns heute sein Antisemitismus an! Ganz unpolitisch tritt er auf, von Rasse ist nur beiläufig die Rede. Was Stöcker treibt, ist die Verantwortung des Pastors für die Christlichkeit Berlins. Die ist durch das ungenierte Wesen der Juden gefährdet. Darum drei Bitten an sie: 1. „Ein klein wenig bescheidener!" 2. An die jüdische Presse: „Ein klein wenig toleranter!" 3. Die sozialökonomische Forderung („Forderung" sagt er hier) an das besitzende Judentum: es „muß an der produktiven Arbeit teilnehmen — bitte, etwas mehr Gleichheit!" — „Nie ist in mehr sachlicher, ruhigerer Weise vom Standpunkt christlichen Glaubens das interessante Thema behandelt", bezeugt Stöcker acht Tage darauf sich selbst, in der nächsten überfüllten Versammlung, angesichts des Sturmes, den er erregt hat.

Die kommunalpolitischen und kulturellen Verhältnisse Berlins waren ja draußen im Lande wenig gekannt und verstanden. Aber diese Kampfansage wider das Berliner Judentum wurde gehört und zog weite Kreise. In der Reichshauptstadt selbst entfachte sie die „Berliner Bewegung". Im Umsehen war Stöcker „der populärste Mann", „der ungekrönte König" von Berlin. Durch Sensation, durch Liebe und Haß. Gewiß wäre die Bewegung nicht so hoch gediehen, wenn nicht Fürst Bismarck sich für sie interessiert hätte. Er hat sie auch finanziert. Von ihm kamen Gelder, mit denen der Großkaufmann Rudolf Herzog die Massen bediente. Den Bann des Berliner Fortschritts zu brechen, war dem Fürsten auch der christlichsoziale Pastor ein willkommener Bundesgenosse. Die Reichstagswahlen von 1881 und 1884 gaben Hoffnung. Stöcker kam mit Virchow in die Stichwahl; gewählt wurde er in Siegen.[5]) Der Sieg des konservativ-monarchischen, kirchlich-positiven Geistes rückte in greifbare Nähe; wer die Reichshauptstadt hatte, hatte der nicht das ganze Reich?

Wenn man bei Frank die von ihm eingehend geschilderten Vorgänge liest, wirbelt es nur so um einen her. Um Stöcker her. Man könnte wahrhaftig einen großartigen Film von seiner Geschichte drehen. Massenversammlungen, Parlamentssitzungen, Hofgesellschaften, intime Verschwörungen, Pastoralkonferenzen und Gottesdienste usw., Figuren aus allen Schichten und von allen Intelligenzen, Bismarck, Prinzen und Könige, Christen und Juden — das könnte von größter Wirkung sein. Ich wüßte kein Leben aus jener Zeit, das sich für eine solche Darstellung so eignete.

Alles kam darauf an, daß die nächstbeteiligten Mächte nicht versagten: Thron und Altar, Bismarck, die konservativen Parteien.

Eine „unglückliche Liebe zu den Mächtigen" sagt ihm Frank einmal nach. In der Tat hat er mit seinen Königen kein Glück gehabt. Zwar mit dem Prinzen Wilhelm ging ihm für eine ganze Zeit ein helles Morgenlicht auf. 1885 rettete ihn dieser vor dem wachsenden Mißtrauen und der Unzufriedenheit seines Großvaters, des Kaisers. 1887 legte der Prinz, mit der Prinzessin zusammen, ein öffentliches Bekenntnis ab zu des Hofpredigers Wirken. Das war auch einer der Höhenpunkte in Stöckers Leben: der 28. November 1887. Es muß noch später von ihm die Rede sein. Bismarck störte mit rauher Hand das beglückende Verhältnis. (Derselbe Bismarck schützte 1888 den Hofprediger vor der ihn völlig ablehnenden Gesinnung Kaiser Friedrichs.) Aber dann kam die furchtbare Enttäuschung. Wie mußte Stöcker das Herz von Hoffnung schlagen, als Wilhelm II. so rasch seinem Vater folgte, und bei dessen arbeiterfreundlichen Anläufen! Aber bald verlor er dessen Gunst für immer. Am 23. März 1890 wurde Bismarck entlassen, am 6. November 1890 Stöcker. Aus seinem Amt als Hofprediger. Pensioniert. In Ungnaden. Am 28. Dezember hielt er seine Abschiedspredigt. „Die Hofloge war leer."

1898 hat Stöcker noch einmal an Wilhelm II. geschrieben, Andre haben sich für ihn bemüht, umsonst. 1899 befahl der Kaiser dem Oberkirchenrat sogar, gegen Stöcker ein „Verfahren mit dem Ziele auf Entziehung der Rechte des geistlichen Standes in Aussicht zu nehmen". Ja, er gab dem Justizminister anheim, eine strafrechtliche Verfolgung wegen Majestätsbeleidigung gegen ihn einzuleiten. Die kirchlichen und staatlichen Beamten widerstanden dem. (Fr. 293 ff.)

Stöcker blieb in seiner Hohenzollerntreue fest. Als er am 11. Oktober 1889 schon „vorläufig erledigt" mit der Berliner Bewegung Schluß machte und von der bewegten Masse öffentlichen Abschied nahm, schloß er: „Mein letztes Wort ist: Unser geliebter Kaiser und König lebe hoch!" (Fr. 205). —

Aber damit war der Kelch immer noch nicht zur Neige. Es gab doch noch andre Mächte! Stand Stöcker nicht fest in der Konservativen Partei? Mit der ihn doch sein Monarchismus verband, sein Preußentum überhaupt, seine kirchliche Orthodoxie, und schließlich doch auch sein sozialpolitischer Wille? Aber eben damit stieß er an harte Schranken. Man hatte sich den Sturmbock der Berliner Bewegung gefallen lassen, und Etliche von der großen Partei standen ihm innerlich nahe, aber schließlich kam es doch auch hier zu einem unheilbaren Interessenkonflikt.

Noch ward ihm als letzter politischer Lichtpunkt der Parteitag vom Tivoli geschenkt: 8. Dezember 1892. Die Deutschkonservative Partei schmiedete sich dort ein neues Programm; was Stöcker da zusammen mit der jungen aufstrebenden Gruppe durchsetzte, war ein Triumph für ihn. Dennoch ein Pyrrhussieg, obendrein erkauft durch das Opfer, daß er sich dem übermächtigen radikalen Antisemitismus bis aufs äußerste anglich.

[4]) „Das moderne Judenthum in Deutschland, besonders in Berlin. Zwei Reden in der christlich-sozialen Arbeiterpartei gehalten von Adolf Stöcker, Hof- und Domprediger zu Berlin." Wiegand und Grieben 1880. 39 S. Die Daten 19. 9. und 26. 9. 79 fehlen. — Vermutlich auch bei Reinhold Seeberg „Reden und Aufsätze von Adolf Stöcker". 1913.

[5]) An jenem Wahltage 1881 besuchte ich den offenen Abend bei Stöcker und war zugegen, als das Telegramm kam und von ihm verkündigt wurde: „Stichwahl auch in Siegen!"

Hatte er immer wieder um die Geltung — und Duldung seiner Richtung in der Partei kämpfen müssen, schließlich blieb ihm, unter dem Druck der Agrarier, nichts Andres übrig als Austritt: 2. Februar 1896.

Noch gab's eine Christlichsoziale Partei, und noch sandte ihn das Siegerland in den Reichstag (1898 bis 1908). Aber Siegerland war nicht das Reich und war nicht Berlin. Jener „psychologische Moment", wo er zwischen Kaiser und Volk zu wählen hatte, wo er zugunsten seiner politischen Mission sich von seinem Hofpredigeramt hätte trennen müssen, war verpaßt. Der Brief an den Kaiser, in dem er erklärt, zugunsten seines Amts auf seine politischen Extravaganzen verzichten zu wollen, geschrieben am 8. April 1889, ist betrüblich zu lesen (Fr. 204).

Soviel Wert legte er noch auf die Gnade seines Monarchen, obwohl er doch schon Zeit und Anlaß und Besinnung genug gehabt hatte, aus dessen Verhältnis zu ihm die Konsequenzen zu ziehen. Schon am 25. Mai 1889 heißt es in einem seiner Briefe: „Wäre unser junger Kaiser auf dem Prinzenwege geblieben, so hätte ich vielleicht mehr leisten dürfen. Jetzt muß ich mein Werk mehr in der Kirche als im öffentlichen Leben tun." (Frank 224.)

4

In dem Frankschen Buche taucht immer wieder das Wort „Stadtmission" auf. Das war die Domäne, auf die sich Stöcker von allen Siegen und Niederlagen jederzeit zurückziehen konnte, um von da aus wieder frisch auf den Wahlplatz zu treten. Ein Stück Innere Mission also mit all den Aufgaben und Kräften, die für sie in Betracht kommen, konzentriert auf Berlin. Unter den Themen, die der Volksredner Stöcker draußen im Lande behandelt hat, ist es das bevorzugte geblieben. „Das Werk meines Lebens" nennt er es selbst, 8. Februar 1896, nach seinem Austritt aus der Konservativen Partei (Fr. 278).

Im Interesse der Stadtmission fand nun am 8. November 1887 beim Grafen Waldersee jene berühmte oder berüchtigte Versammlung statt, auf die wir jetzt noch zurückkommen müssen, — an der Prinz Wilhelm und Gemahlin teilnahmen. Der Prinz ergriff selber das Wort zur Eröffnung der Verhandlung: wider die Berliner Kirchennot galt es etwas Rechtschaffenes zu tun. Der Evangelisch-Kirchliche Hilfsverein wurde gegründet, an dem die Berliner Stadtmission in der Tat eine spürbare Hilfe fand. (Später freilich erlahmten diese Beziehungen.) Prinz Wilhelm trat so zum ersten Male in die Oeffentlichkeit, im Dienste der Kirche; 728 Notabeln unterzeichneten den Aufruf, es war eine gewaltige Sensation. Wir haben schon gesehen, wie die begründeten Aussichten, die für Stöckers Lebenswerk sich damit eröffneten, ihm zerflossen sind. Bismarck selbst schrieb dem Prinzen einen Brief, „fast eine Staatsschrift an Länge" (Fr. 173). Es gelang, dem künftigen Kaiser die Stöckerei und Muckerei auszutreiben. Für immer.

Wir können Stöcker als den Mann der Innern Mission hier nicht genauer verfolgen, sowenig wie Stöcker als Prediger. Aber ein Werk, das er zeitlebens treulich geleistet hat, muß doch erwähnt werden: die Pfennigpredigten, die er jahrzehntelang selbst geschrieben und herausgegeben hat. Allsonntäglich wurden sie verteilt, 120000 im Jahr 1887, und danach wird die Auflage nicht geringer geworden sein. So ließe sich von Stöckers praktischer Arbeit mehr erzählen.

Aber uns liegt bei unserm vornehmlich kirchengeschichtlichen Interesse an Stöckers Person und Geschichte vor allem noch daran, ein Wort über seinen Anteil am Evangelisch-Sozialen Kongreß zu sagen.

Es war sechs Monate vor seiner Entlassung aus dem Hofpredigeramt, daß er diesen gründete, denn als dessen „geistigen Vater" (Fr. 216) darf man ihn in der Tat anerkennen. Mit seinem Freunde Pfarrer Ludwig Weber in München-Gladbach, dem Führer der Evangelischen Arbeitervereine (immer Lic. Weber genannt), kam Stöcker zu der Einsicht, es müsse die evangelische Kirche auf die positiv-soziale Wendung im Reich auch ihrerseits eine positive Antwort geben. Nach den gemachten Erfahrungen (Christlich-soziale Partei und Berliner Bewegung) empfahl es sich, das Werk auf eine breitere Basis zu stellen. Dem Protestantenverein in Berlin dazu die Hände zu reichen war man nicht imstande; aber da gab es ja noch die Ritschlianer und andere „mittelparteiliche" Theologen. Auch durfte man, im Fall es da zu einem umfassenderen Bündnis käme, auf die Mitwirkung der nationalökonomischen Fachleute und anderer potenter Laien rechnen. So geschah es, daß wir am 27. Mai 1890 zu einer „vertraulichen Vorbesprechung" zusammenkamen: zwei Heerhaufen, oder doch die Vertreter von zwei Heerhaufen, getrennt bisher durch unsre ganze innere Entwicklung und öffentliche Haltung. Worüber wir unserseits gegenüber Stöcker wegmußten, war dies: wir mußten zu ihm Vertrauen fassen, wenig oder viel Vertrauen zu seinem Vorhaben, das nun auch das unsere sein sollte. Wir schickten an jenem Vorabend Harnack vor.[8]) Und es ging. Es stellte zwar jede Zusammenkunft, jeder gemeinsame Schritt uns von neuem auf diese Vertrauensprobe, aber es ging, sechs Jahre lang. Stöcker überwand um der großen gemeinsamen Aufgabe willen, was ihm an uns fremd und peinlich war; er freute sich mit uns des weiteren Horizonts und des kaum erhofften Maßes von Uebereinstimmung — und für uns war es ja, wenn nur das persönliche Vertrauen wuchs, leichter, auch die Differenzen zu tragen.

Den offensichtlichsten Beweis seines guten Willens, mit uns zusammenzuhalten, gab er auf dem Fünften Kongreß in Frankfurt a. M. Dort hatte Harnack den Schlußvortrag, am 17. Mai 1894, über „die evangelisch-soziale Aufgabe im Lichte der Geschichte der Kirche". Es gab aber diesmal ganz unverhofft einen herben Mißklang. Als zweiter Diskussionsredner trat Pfarrer W. aus Großrohrheim in Hessen auf. Er machte auch von der Geschichte Gebrauch, erinnerte daran, wie Johannes, der Apostel der Liebe, in einem Badehaus, als er merkte, daß sich darin auch der Gnostiker Kerinth befand, seinen Gefährten zugerufen habe: „Geht eilends von dannen, Brüder, damit das Dach dieses Hauses nicht über uns zusammenstürze!" — und stellte die den großen Saal bis auf den letzten Platz füllende, in Spannung lauschende Versammlung vor die Frage: „Wie ist es möglich, daß Jemand an dem Aufbau eines Hauses mitarbeiten sollte und wollte, der gleichzeitig an der Zerstörung und Beseitigung der Grundschwellen arbeitet, die das Haus tragen? Herr Professor Harnack, vor dessen Gelehrsamkeit ich die größte Hochachtung habe, hat aber noch nicht Kirchenbuße getan für das schwere Aergernis, das er..." Die Erregung im Saal war groß. Der nächste Redner (Oberstleutnant v. Egidy!) hatte es schwer. Nun kam Stöcker zum Wort — mit lebhaftem Beifall empfangen — und stellte die Harmonie wieder her. Heute habe ich ja die Empfindung, er hätte dem tapfern hessischen Pfarrer auch gerecht werden können. Aber in der konkreten Situation empfand er offenbar nur die eine Aufgabe, den Kongreß zu retten. Er zog aus dem Vorgang die Moral: „Wie nötig, wie händeringend nötig es ist, in unserm Volke Christentum und Bildung (Beifall) — Christentum und Bildung wieder in die engste Verbindung zu bringen (stürmischer Beifall)." Und dann noch einmal: „Eine solche Verbindung von Christentum und Bildung, sie allein kann uns helfen." Und dann noch ein drittes Mal: „Beides muß vorhanden sein: christliche Bildung und gebildetes Christentum. Das schenke uns Gott."[7])

[8]) Das Weitere, auch von dieser „Vorbesprechung", steht im „Bericht über die Verhandlungen des Ersten ESK" zu lesen, S. 7 ff., Berlin 1890.

[7]) „Bericht usw." S 176 f., Berlin 1894.

Höher fast mußten wir es noch veranschlagen, wie Stöcker auf dem Kongreß von Erfurt am 6. Juni 1895 sich in der Frauensache auf unsre Seite stellte. Sein kirchlicher Gesinnungsgenosse, Professor von Nathusius von Greifswald, hatte die Mitgliedschaft beim Kongreß gekündigt, als er hörte, daß eine Frau in Erfurt öffentlich reden sollte. Das war — auf einer christlich-kirchlichen Tagung — neu und für ihn untragbar. Stöcker, fortschrittlich, wie in so mancher, so auch in dieser Frage, übernahm das Korreferat! (Neben Frau Gnauck.) —

Eine Anekdote, die ich erlebte, mag hier mitlaufen. Stöcker und ich saßen auf dem Podium hinter der Rednerbühne, und wie das so geht, man schwätzte wohl ein paar Worte miteinander. (Es war einer der ersten Kongresse in Berlin. Stöcker gab seit 1887 seine „Deutsche evangelische Kirchenzeitung" heraus, ich seit 1887 die „Christliche Welt".)

„Herr Bruder", sagte Stöcker, „um was ich Sie beneide, daß Sie so viele Mitarbeiter haben. Könnten Sie mir nicht zuweilen von Ihrem Vorrat etwas überlassen?" Ich wußte nicht recht, ob es Scherz oder Ernst war, aber ich antwortete: „Warum denn nicht?" — und wirklich, mehr um ihn auf seinen Ernst zu prüfen, schickte ich ihm ein Manuskript, das mir wegen seiner Länge lästig war. Er hat es sofort gedruckt, es ging durch mehrere Nummern.

Dann kam der Stuttgarter Kongreß, 28./29. Mai 1896. Er stand unter einem unglücklichen Stern. Was dazu führte, daß Stöcker, sein zweiter Vorsitzender, unmittelbar vorher austrat, ist längst zur Genüge klargestellt. Die Atmosphäre jener Tage war für Stöcker nicht günstig. Allerhand Skandalgeschichten spielten um ihn: Prozeß Witte, Hammersteins Fall, Scheiterhaufenbrief (14. August 1888 geschrieben, 5. Juni 1895 vom „Vorwärts" veröffentlicht); berechtigte und unberechtigte Vorwürfe wurden wider ihn erhoben. Man mag heute noch so milde urteilen, es traf ein wenig viel zusammen. Nun sollten wir nach Stuttgart fahren und womöglich unter Stöckers Vorsitz tagen. Das war unbehaglich. Das hatte man ja schließlich nicht nötig. Man war bis dahin treulich zu diesen Kongressen gereist, man konnte auch einmal zu Hause bleiben. So aber dachten nicht Wenige. Und Landesökonomierat Nobbe, unser erster Vorsitzender, als Mitglied der Reichspartei Stöcker niemals politisch hold, obwohl er als hochgebildeter Mann ihn auch nach Gebühr zu schätzen wußte, bekam Sorge, er werde diesen Kongreß Arm in Arm mit Stöcker leiten müssen, von uns Andern mehr oder minder verlassen. (Es liegen seine Briefe aus jenen Tagen vor mir.) So kam er auf den Ausweg, Stöcker zu bitten, daß er sein Vizepräsidium niederlege; im übrigen wollten wir weiter zusammenhalten. Daß Stöcker, durch diesen Vorschlag gekränkt, die Konsequenz zog, aus dem Kongreß austrat, kann man begreifen. — Die Stuttgarter Tagung war auch ohne ihn interessant genug. Aber für uns, die wir die Spannungen liebten, uns durch das Zusammenarbeiten mit ihm bereichert fühlten, war es doch ein unersetzlicher Verlust. Er hat dann die „Freie Kirchlich-Soziale Konferenz" gegründet, die, im Anfang schwach, sich im besten Stile der Inneren Mission dann kräftig entwickelt hat.[8]) Eine stille Sehnsucht nach den Zeiten des ungeteilten Kongresses ist uns, die wir sie erlebt hatten, geblieben. —

Der Raum gebricht, um Stöckers eigentliche Kirchenpolitik auch nur zu skizzieren. Unter dem Titel seiner Kirchenzeitung stand das Wort König Friedrich Wilhelm des Vierten: „Was tut unsre Kirche? Sie ist gebunden an Händen und Füßen. Der Schlüssel der Freiheit fehlt ihr." Daher die Hammerstein-Stöckersche Bewegung mit dem Antrag Hammerstein und dem Gesetzentwurf v. Kleist-Retzows, unterstützt vornehmlich von „Kreuzzeitung" und „Reichsboten". (Versammlungen: Barmen 30. Oktober 1886, Berlin 26. April 1887.) Wir haben uns in den Anfängen unsrer Zeitschrift gründlich damit auseinandergesetzt.[9])

Freiheit der Kirche! Selbstverständlich unter der Voraussetzung, daß die damalige „positive" Majorität der Generalsynode erhalten blieb. Stöckers Abneigung gegen die liberale Theologie, gleichviel ob es sich um die Jenaer Fakultät oder um Harnack handelte, nahm zuweilen groteske Formen an. Aber ein echter Freiheitsdrang war da doch vorhanden. Das beweist Stöckers Auftreten in der Konfirmationsfrage.[10])

5

Der hundertste Geburtstag Stöckers gibt Anlaß genug, des Mannes zu gedenken. Seine Charakterfigur, sein reiches Leben lohnen die Erinnerung. Es ist leichter, ihm in einem dicken Buche gerecht zu werden, als in einer Rede oder einem Artikel. Zum Helden eines Traktätchens eignet er sich nicht. Man soll auch nicht künstliche Wiederbelebungsversuche machen. Ihn neben Luther zu stellen und die Losung „Vorwärts mit Stöcker!" auszugeben, dafür reicht es nicht. Aber ein wirklich volkstümlicher Schriftsteller, der alle Tiefen und Höhen dieses Lebens umspannte, auch die Breiten, innerhalb deren es sich bewegte, könnte wohl ein Volksbuch aus ihm schaffen. Ein lebendiger Zeuge unsrer preußischen Geschichte und Kirchengeschichte in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, das ist er. Und wer ihm einmal begegnete, der vergaß ihn nicht.

R

Kirche und Führerprinzip

Fleißige Zusammenarbeit Vieler, treue Mitarbeit unzähliger Einzelner würde in Staat und Wirtschaft keine Sicherheit vor schwerem Mißerfolg geben, wenn dabei doch Planlosigkeit herrschte, wenn ein Führer fehlte. Wiederum kann der tüchtigste Staatsmann und

[8]) Heute „Kirchlich-sozialer Bund". Wie die beiden Organisationen sich charakteristisch voneinander unterschieden und jede ihr gutes Werk trieben, liest man am besten aus den Artikeln der RGG heraus („Die Religion in Geschichte und Gegenwart"). Ueberhaupt zu dem ganzen obigen Kapitel vergleiche man dort: Bd. 3, 274, „Innere Mission"; 1, 158, „Christlich-sozial"; 2, 438, „Evangelisch-sozial"; 3, 1041, „Kirchlich-sozial". Ueber die Stadtmission schrieb Friedrich Naumann in CW 1888, Nr. 4. Ebenda Nr. 5—8 folgen vier Artikel über „den kirchlichen Notstand in Berlin, ein öffentliches Aergernis". Sie werden noch heute aufs beste orientieren. In der Redaktion entstanden, hatten sie als zuverlässigen Zeugen den Kammergerichtsrat Schroeder, Vorsitzenden der Vereinigten Kreissynode Berlins und des Unionsvereins (Protestantenvereins). Wenn diese Stimme vom andern Pol her mit der Stimme Stöckers so zusammenstimmte, mußte das wohl die Wahrheit sein. In Nr. 5 findet man auch die (gleichsam offiziöse) Nachricht von der Waldersee-Versammlung aus Stöckers „Deutscher evangelischer Kirchenzeitung" 1887, Nr. 50, abgedruckt. Welch ein erlauchter Kreis war damals beisammen!

[9]) 1887, Nr. 9—12, 14, 16, 17, vgl. besonders Nr. 9 und 17. Dazu über die „Landeskirchliche Versammlung in Berlin" Nr. 20. Dieser habe ich selbst beigewohnt.

[10]) Die FKSK verhandelte über Reform der Konfirmation 1900 und 1903. Stöckers heute noch sehr lesenswerte Thesen sind wiedergegeben „Chronik der Christlichen Welt" 1900, Nr. 18. Es fiel damals der Satz (nicht in den Thesen): „Die Konfirmation ist die organisierte Verwüstung der Kirche."

Wirtschaftsführer nur wenig erreichen, wenn es ihm an zuverlässigen Mitarbeitern fehlt.

In der katholischen Kirche herrscht das Führerprinzip. Ihre Verfassung ist teils monarchisch — die Macht des Papstes ist im Lauf der Zeit sehr gewachsen —, teils aristokratisch; jeder Bischof regiert seine Diözese. Luther war überzeugt, altchristliche Ordnung zu erneuern, wenn er die Hauptaufgabe des Bischofs in Predigt und Seelsorge sah, also jeden Pfarrer als Bischof gelten ließ. Daß zur Aufsicht über die Pfarrer die Superintendenten, Konsistorien usw. bestellt wurden, dadurch sollte der Grundsatz nicht preisgegeben werden, daß alle Diener des göttlichen Worts als solche gleichverpflichtet und gleichberechtigt sind, sowenig wie durch Beibehaltung des Pfarramts als eines Dienstes in der Gemeinde der Grundsatz des allgemeinen Priestertums geändert werden sollte, der Grundsatz, daß wir alle zu mündigen Christen werden sollen und durch unseren Glauben einander stärken sollen.

Auf reformiertem Boden ist Mitarbeit und Mitbestimmung der Laien kräftig durchgeführt worden; die lutherische Kirche wurde mehr Pastorenkirche, und man hielt zwar nicht in Deutschland, wo die Leitung der Kirche Sache der Landesobrigkeit wurde, aber namentlich im Norden an der bischöflichen Verfassung fest, wenn sie hier auch andern Charakter bekam als im Katholizismus. In einem großen Teil Deutschlands ist schon vor mehr denn hundert Jahren, als eine Umgestaltung der Kirchenverfassung nötig schien, Wiedereinsetzung von Bischöfen oft gefordert worden. Vollends nach 1919 kehrte dieses Verlangen wieder. Einige deutsche Kirchen führten damals den Titel Landesbischof ein. Die größte, die altpreußische, behielt zunächst ihre Generalsuperintendenten.

Aber das Verlangen nach fester Führung, nach neuer kirchlicher Autorität, war im Gegensatz zur vorangegangenen Zeit des Individualismus, Liberalismus, Parlamentarismus stark. 1933 forderten die Deutschen Christen bischöfliche Verfassung der evangelischen Kirche mit einem Reichsbischof an der Spitze. Die Jungreformatorischen gingen noch weiter. Während die Deutschen Christen wollten, daß der Reichsbischof am 31. Oktober 1933 durch das Kirchenvolk gewählt werde, verlangten die Jungreformatorischen, daß ein solcher sofort durch die bisherigen Kirchenführer eingesetzt werde. Es war, als könne man nicht warten. Dabei lehrt aber die Geschichte deutlich: ob Monarchie oder Diktatur einem Volk zum Segen wird, hängt davon ab, ob man den rechten Mann dafür hat; ebenso ist die Uebertragung weitgehender Vollmachten auf das Amt eines Kirchenführers sinnlos, wenn man keinen überragenden Mann für dieses Amt hat.

Die damalige Uebereilung hat sich schwer gerächt. Die Wahl Bodelschwinghs, eines mit Recht hochgeschätzten Mannes, erfolgte in einem sehr ungünstigen Augenblick, weil die sogleich vorhandenen Widerstände damals nicht zu besiegen waren. Später wählte die Reichssynode Müller. Ich sah dieser Tage ein Bild in einem kirchlichen Gemeindehaus — wie anders ist heute die tatsächliche und auch die rechtliche Lage als zu der Zeit, da solche Bilder aufgehängt wurden! Die Jungreformatorischen hatten feste Geltung der Bekenntnisschriften und Einsetzung von Bischöfen verlangt; Bischöfe bekamen wir, aber darunter nicht wenige, über deren bekenntniswidrige Lehren und Handlungen die Jungreformatorischen und die Bekennende Kirche, in der sie aufgingen, bald bitter klagten.

Aber mögen in einigen Gebieten die 1933 eingesetzten Bischöfe heute ein Haupthindernis kirchlichen Friedens sein, es handelt sich auch im Blick auf die Kirchenverfassung keineswegs nur um Personen, sondern um das Prinzip. Starke Wandlungen des politischen Lebens pflegen auf jede mit dem Volk verbundene evangelische Kirche hinüberzuwirken, aber mechanische Uebernahme politischer Formen ist, so gewiß Staat und Kirche im Wesen verschieden bleiben, für die Kirche, damit für das Volk und also mittelbar auch für den Staat selbst schädlich. Sydow, ein damals bekannter Theolog, hat 1846 auf einer preußischen Generalsynode gesagt, die Verfassung der evangelischen Kirche sei weder Demokratie, noch Aristokratie, noch Monarchie, sondern Christokratie. Schlichter ausgedrückt: der Wert der Verfassung einer evangelischen Kirche hängt daran, in welchem Maße sie es erleichtert, daß das Evangelium gepredigt wird und der Geist Jesu Christi im Volke wirkt. Es ist nicht eine reformierte Abneigung gegen lutherische Art und vollends nicht Nachwirkung demokratisch-parlamentarischer Gewöhnungen, wenn jetzt viele evangelische Deutsche sich von der romantischen Begeisterung für das Bischofsamt abwenden. Sondern da wirkt teils die Erfahrung, daß es neben tüchtigen und geachteten Bischöfen untüchtige und ungeistliche geben kann, teils die Erkenntnis, daß es in der evangelischen Kirche mindestens ebenso sehr auf Lebendigkeit der Gemeinden und treue Arbeit vieler einzelner Pfarrer und Religionslehrer ankommt, als auf die Führereigenschaften der in leitenden Aemtern stehenden Männer. Daß infolge von Mehrheitsbeschlüssen Niemand recht die Verantwortung hatte, war ein schwerer Schaden kollegialer Verfassung der Kirchenbehörden und des parlamentarisch-synodalen Wesens. Demgegenüber sollen Einzelne die Verantwortung tragen und ihre Tatkraft entfalten können. Aber vor Uebertreibung der bischöflichen Macht muß nicht nur um der Kirche, sondern auch um des Volkes willen gewarnt werden. Kein Einsichtiger wünscht, daß das bei uns im Politischen zur Herrschaft gekommene Führerprinzip die Wirkung habe, Verantwortlichkeitsbewußtsein und Mitarbeitswille im Volke zu lähmen. Sie müssen dann aber auf anderen Gebieten als dem politischen vermehrte Gelegenheit zur Betätigung erhalten, besonders auf dem evangelisch-kirchlichen.

Darum ist es sehr zu begrüßen, daß der Reichsminister für kirchliche Angelegenheiten, Kerrl, sich in verwandtem Sinne ausgesprochen hat. In einer Rede, die er auf die Einladung der theologischen Fachschaft vor Berliner Studenten hielt, mahnte er die Kirche zunächst noch einmal dringlich, dem Geist der Gegenwart und dem neuen Staat nicht fremd zu bleiben oder zu werden. Er führte unter anderem aus (laut „Völk. Beob." vom 15. November):

> Hinter uns liegen zwei Jahre schweren Zankes und Streites in der Kirche. Hier muß dasselbe geschehen, was vorher im Volke geschah: die Einzelnen müssen zueinander kommen, nicht länger gegeneinander stehen. Nicht der Staat und nicht wir, das Schicksal selbst hat an die Türe der Deutschen Evangelischen Kirche geklopft. Sie steht heute vor derselben Entscheidung, wie einst das Volk in seiner Gesamtheit, sie muß mit der Tatsache rechnen, daß eine neue Zeit gekommen ist

und daß die Menschen dieser Zeit neu geworden sind. Die Kirche muß zu diesen Menschen kommen und mit ihnen marschieren, denn ihr Arbeitsgebiet liegt im deutschen Volke. Das Gros der Nation marschiert heute mit dem Führer. Die Kirche hat zu entscheiden, ob sie mitmarschieren will oder eines Tages, wenn das Volk bereits am Horizont verschwindet, allein zurückbleiben will... Der Staat denkt nicht daran, in Glaubensdinge einzugreifen... Der Führer und das deutsche Volk haben nur Interesse an einer Kirche, die aus innerem Gesetz heraus und aus freien Stücken mit uns geht... Ich will dem deutschen Volk die Sicherheit wiedergeben, daß der Staat seinen Grundsätzen nicht untreu wird und nicht daran denkt, Glaubensdinge oder Christentum irgendwie anzutasten...

Danach ging der Minister auf die Arbeit der neuen Kirchenausschüsse ein. Hier erklärte er (unter Beifall der Versammlung): „Das Führerprinzip ist nicht für die Kirche; es ist ein politisches Prinzip. Die Kirche aber soll sich mit Geist und Liebe durchdringen."

Wenn im Herbst 1933 ein evangelischer Christ sagte, das Führerprinzip sei nicht für die Kirche, so erhob sich leidenschaftlicher Widerspruch derer, die mechanisch Staat und Kirche gleichschalten wollten. Heute weiß man, daß ihr Weg ein Irrweg war. Daß der verantwortliche Reichskirchenminister das ausspricht, kann einen wichtigen Fortschritt auf dem Wege zu kirchlichem Frieden bedeuten. Denn wir kommen solchem Frieden näher und unsere Kirche kann rechte Volkskirche werden nur, wenn sie sich auf ihre eigentliche Aufgabe besinnt und von falscher Einmischung politischer Methoden, Grundsätze und Interessen freibleibt.

Kiel Hermann Mulert

Die endlose Frage...

Erinnerung aus einer Pfarrhauskindheit

Mit Hulda ging die Frage an — obgleich Hulda doch so gar nichts Fragliches an sich hatte, wenn sie mit Eimern, Besen und Wischtuch das Haus beherrschte, Dinge und Menschen herumkommandierte.

Und doch — warum trank Hulda in der Küche Kaffee, aus einem „Kaffeepöttchen" ohne Unterteller, während wir alle mit „richtigen Tassen" am Kaffeetisch saßen? Warum schlief Hulda in einem Bett mit buntem Ueberzug, wenn wir doch alle weiße Kissen hatten? Warum trug Hulda, wenn wir alle verreisten, keinen Hut auf dem Kopf, keine Handschuhe an den Händen? Warum sagte man immer „Mädchen" von ihr — und sie war doch eine „Frau" wie Mutter und alle die Pastorentanten, die zu Besuch kamen?

Aber freilich, auch mit dem Besuch war es eine seltsame Sache: die Einen kamen angefahren im Wagen oder im Schlitten und setzten sich zu Vater und Mutter ins Wohnzimmer und tranken Kaffee und aßen Kuchen; die hießen „Besuch". Und Andere kamen angestapft in dicken Schuhen, hatten ein Beil unterm Arm und zerhackten im Hof das Holz, und die hießen „Holzfrauen". Sie kriegten zwar auch Kaffee und Kuchen und dicke Wurstbrote, aber es war doch alles ganz anders, ganz anders als für Besuch.

Und wie war es mit Großmutter? Wenn sie angereist kam, wurde sie im nächsten Städtchen mit Herrn Pachters bestem Rollwagen von der Bahn geholt, was doch sicher eine feine Sache war; und doch kam sie ganz erschöpft an. „Das ist nichts für eine alte Großmutter", sagte sie, und Alle gaben ihr recht.

Aber da war die Botenfrau, die war viel älter als Großmutter, ganz klein und krumm, mit verhutzeltem Gesicht, die lief jeden Sonnabend denselben Weg zu Fuß, den Großmutter gefahren war. Sie lief ihn hin und zurück, und hatte einen Tragkorb auf dem Rücken, der war schwer von allen Herrlichkeiten der Welt. Aber wenn sie in der Küche stand und auspackte, dann strahlte ihr ganzes altes Runzelgesicht. Und wenn Mutter ihr viel abkaufte, dann strahlte es noch mehr. Und wenn sie am weißgescheuerten Küchentisch bei einem Täßchen Kaffee saß, dann strömte sie Behagen aus nach allen Seiten, wie ein Oefchen. „Ah, das tut der alten Großmutter gut", schmunzelte sie, und ließ sich noch einmal einschenken. Dann hockte sie den Tragkorb wieder auf und trippelte davon.

Und da war ich selber, das Pastorsmädel, und der „kleine Sau" — (eigentlich hieß er „Schau", aber sein Name hatte sich im Gebrauch verändert). Der „kleine Sau" war das ärmste von den Dorfkindern, ein Waisenkind „in Pflege", aber er war für mich der interessanteste. Er hatte ein „Auto", ein Gefährt, das aus dem Untergestell eines alten Kinderwagens entstanden, aber kühn verbessert und ausgebaut worden war, so daß man es „lenken" konnte, ein Bob mit Rädern etwa. Auf diesem Vehikel konnte man die tollsten Abhänge hinuntersausen — aber nur, wenn der „kleine Sau" selbst lenkte. Da er nicht viel Zeit für „Sport" hatte, sondern bei seinen Pflegeeltern tüchtig arbeiten mußte, hatten diese Fahrten Seltenheitswert, und der „kleine Sau" auch. Und trotzdem, es war unmöglich, ihn mit zum Kaffeetisch zu bringen. Mutter sagte: „Das geht nicht"; Hulda sagte: „Es geht nicht", aber keiner sagte, warum nicht... Daß der „kleine Sau" schmutzig war, nun ja, das stimmte wohl, aber ich selber war es oft genug und wurde doch immer wieder blank. Und „frech" war der „kleine Sau" nicht — nein, wenn ich das hörte, wurde ich böse. Er hatte eine andere Sprache als wir zu Hause, aber wenn ich draußen auf dem Pachthof war, hatte ich auch eine andere, also war ich wohl auch „frech". „Ja, das bist du auch", sagten die Großen, „das kommt von dem Umgang."

Denn — der „kleine Sau" war kein „Umgang". Umgang waren die Jungen vom Herrn Kantor aus dem nächsten Dorf, die Pastorskinder aus dem nächsten Städtchen, die Kinder vom Rittergut. Der „kleine Sau" war kein Umgang.

Und, was das Schlimmste war, ich selbst war ihm nicht treu. Wenn die anderen, die „Umgangs"-Kinder kamen, ließ ich den „kleinen Sau" links liegen, mitsamt seinem schönen Auto. Die Kantorsjungen hatten Fahrräder, die Kinder vom Gut hatten einen Ziegenbockwagen. Was war dagegen ein altes Kinderwagengestell? Und doch, wenn abends Alle weg waren, lief ich schnell noch einmal zum „kleinen Sau", um mich zu vergewissern, daß er nicht böse sei. Ich wußte wohl, daß er Grund dazu hatte. Aber nein, er war nicht böse. Er kannte die Welt schon.

Ich sollte sie auch bald kennenlernen. Wir zogen fort in ein „neues" Dorf. Das war groß und reich. Viele Menschen standen auf der Straße, als wir „einzogen", die Glocken läuteten, Trompeten bliesen, und ein Mädchen im weißen Kleid sagte ein langes Gedicht auf. Und das alles war für den Vater, weil er ein wich-

iger Mann war, und seine kleine Tochter fühlte sich auch ein bißchen wichtig.

Aber am anderen Tag sollte ich in die Schule und hatte doch Angst davor, weil ich noch nie in einer Schule gewesen war, trotz meiner sieben Jahre. Und es war auch schlimm genug: eine ganze Stube voll fremder Kinder, Jungen und Mädchen, auf komischen Bänken, und der Herr Lehrer hielt eine lange Rede: ich solle mich auf die erste Bank setzen, denn da gehöre ich hin; aber ich saß ja schon ganz woanders, neben einem strohblonden kleinen Mädchen, das mich an der weißen Festtagsschürze gezogen hatte, bis ich bei ihm saß, auf der letzten Bank. Da lachten die vielen Kinder. Aber dem Herrn Lehrer schien es nicht recht zu sein.

Nach ein paar Wochen mußte ich meinen selbstgewählten Platz neben der blonden Klara schon wieder verlassen. Die Klara hatte Läuse. Ganz allein, weit ab von uns allen, mußte sie nun auf der „Eselsbank" sitzen. Ihre Mutter schnitt ihr die Haare ab, ratzekahl wie einem Jungen, und band noch außerdem ein rotkariertes Tuch darum, das roch nach Essig.

Und von da ab war die Klara ganz dumm. Daß sie es schon vorher ein bißchen war, hatte ich wohl gemerkt, während ich neben ihr saß; aber sie war doch außerdem freundlich und lieb, sogar ein bißchen zärtlich gewesen; was machte da das bißchen Dummheit? Nun saß sie ganz in sich hineingekrochen auf ihrer Bank, und Keiner kriegte mehr eine Antwort oder ein Lächeln aus ihr heraus. Zu Ostern blieb sie sitzen, und ich sah sie nicht mehr oft.

Ein paar Jahre später fiel sie mir auf; da saß sie unter Vaters Konfirmanden, immer noch klein, breit, fast buckelig, mit einem flachen, ausdruckslosen Gesicht und einem ganz kleinen blonden Haarschwänzchen. Als Allerletzte stand sie vor dem Altar, in ihrem viel zu langen schwarzen Kleid, das ihr der „Frauenverein" gestiftet hatte. Und als sie ihren blonden Kopf zum Segen neigte, tief, wie ein beladenes Tier, da war es mir in meinem wohlbehüteten „Pastorenställchen", als müßte ich laut durch die ganze Kirche schreien. Und wußte doch nicht, warum.

Zwei Jahre später stand sie wieder da, diesmal allein, nur hinter ihr die alte Hebamme, mit einem kleinen quäkenden Bündel auf dem Arm. Keine Glocke hatte geläutet, keine Orgel spielte, keine Stimme sang; denn so wollte es die Dorfsitte für die „Unehelichen". Ich hatte das bis dahin nicht verstanden. Hatte mich auch diesmal nur gewundert, daß der Vater nach der Kirche nicht mit nach Hause gekommen war, und war deshalb noch einmal umgekehrt. Da stand ich nun an der Kirchtür, ein verspieltes zwölfjähriges Kind, und sah darinnen die Klara stehen, die einmal neben mir gesessen hatte. Ich verstand nicht, — und verstand doch, daß das Leben unbegreiflich ist in seinen Grausamkeiten, und daß nur der sich damit aussöhnen darf, der ebenso unbegreiflich lieben kann. Ich rannte fort und versteckte mich den ganzen Tag im Friedhof, weinend vor Zorn und Ohnmacht.

Durch viele meiner Träume ist die Klara noch gegangen, immer dann, wenn mir mein Leben schwer erschien. Da rückte sie mit ihrer rauhen roten Hand die Maßstäbe zurecht.

Eisenach Trude Bez-Mennicke

Hans Windisch

Die Nachricht vom Tode Windischs hat Viele erschüttert. Die Art, wie er von uns genommen wurde, ist danach angetan, auch Fernerstehende zu bewegen. In den ersten Tagen des neuen Semesters geht er am Vormittag ins Kolleg, am Nachmittag ebenso fröhlich und zuversichtlich zum Seminar: noch vor dessen Beginn, mitten im kollegialen Gespräch, in den Räumen der Universität, ereilt ihn der Tod. Der 54jährige war erst in diesem Jahr nach Halle berufen worden. Nach sechs Privatdozentenjahren in Leipzig hatte er die längste Zeit seiner Lehrtätigkeit (1914—1929) als Professor für Neues Testament und altchristliche Literatur im Ausland, in Leiden, zugebracht. Vor sechs Jahren kehrte er nach Deutschland zurück, nach Kiel, und stand nun eben im ersten Jahr einer neuen Wirksamkeit, die gerade ihm vieles zu verheißen schien. War ihm doch das Erbe seines Vorgängers Ernst von Dobschütz zugefallen, in einem Corpus Hellenisticum die Parallelen sprachlicher und sachlicher Art zum Neuen Testament aus der griechischen Literatur zu sammeln. Dergleichen läßt sich nur mittels einer weitverzweigten Organisation erreichen, die die notwendige Arbeit unter sich aufteilt; der Mittelpunkt dieser Organisation aber war der Lehrstuhl Windischs. Sicher wäre seinen eigenen Studien, die sich immer besonders mit der hellenistischen und jüdischen Umwelt des Neuen Testaments befaßt hatten, aus diesem Unternehmen neue Anregung zugeflossen; sicher hätte er in den Paralleltexten Manches gesehen, was Andere nicht sahen; sicher hätte seine sachliche Art auch manchen jungen Gelehrten dazu angeleitet, sich an diesen Studien zu beteiligen: jede dieser hoffnungsvollen Vermutungen wird zur Klage, nun, da er uns am 8. November entrissen ist.

Denen aber, die ihm nahestanden, ist ein treuer, ein fester, ein zuverlässiger Freund genommen. Was sonst oft trennend zwischen Freunde in der gleichen Laufbahn tritt, das Streben, es Anderen zuvorzutun, die Sucht, das eigene Schicksal an dem Glück der Anderen zu messen — nie haben wir dergleichen an ihm bemerkt. Mit heiterer Ruhe konnte er von solchen Dingen reden, auch da vor allem an die große Sache denkend und nicht an die kleinen Menschen. Aber wenn mir der Auftrag geworden ist, an dieser Stelle ein Wort des Gedenkens über Windisch zu schreiben, so habe ich nicht von den freundschaftlichen Beziehungen zu reden, die uns — zumal seit einer Herbstwanderung im Anschluß an die Tagung der Freunde der Christlichen Welt (1912) — verbanden, sondern von dem, was Windisch für die Theologie gearbeitet und geleistet hat.

Das Schicksal seines Lebens wie seiner Arbeit ist weithin durch den Ruf nach Holland bestimmt worden. Während der ersten Kriegsmonate hatte er dort mit seinen Vorlesungen begonnen, in ungewohnter Sprache und fremder Umgebung. Aus dieser Lage erwuchs ein wichtiger Dienst, mit dem Windisch uns in den Kriegs- und Inflationsjahren wertvolle Hilfe geleistet hat: er wurde zum Vermittler zwischen der deutschen und der ausländischen Forschung. Er war dazu wie selten Jemand vorbereitet. Denn er hatte sich immer den offenen Blick für die Denkweise und die Denkmotive Anderer bewahrt. Er hatte offenbar wirklich Freude daran,

Forschungen Anderer darzustellen. Wenn man in seinem großen Kommentar zum zweiten Korintherbrief die Erklärungen besonders umstrittener Stellen wie etwa 2. Kor. 5, 16 liest, bekommt man einen Eindruck davon, wie übersichtlich, gerecht und besonnen er fremde Meinungen darstellte. Er hat den wichtigen Vermittlungsdienst, von dem ich sprach, übrigens nach beiden Seiten hin geleistet, und nicht nur uns Deutsche über englisch-amerikanische Literatur (in der Zeitschrift für Neutestamentliche Wissenschaft) belehrt, sondern auch den Holländern das — gerade deutsche Forschung sehr gründlich berücksichtigende — Buch „De tegenwoordige Stand van het Christusprobleem" geschrieben. Darstellung und Kritik der theologischen Lage auf einem Einzelgebiet hat er in der Schrift „Der Sinn der Bergpredigt" gegeben; ich empfehle das Buch immer wieder zur Einführung in das Problem, gerade weil es sich mit Bultmann und mir kritisch auseinandersetzt.

Die Art dieser Auseinandersetzung ist typisch für Windischs Stellung zur neueren deutschen Theologie. Er meinte bei uns und Anderen eine Beeinflussung der Exegese durch „sehr spezifisch moderne Inspiration" zu spüren; der Wille zur Objektivität schien ihm infolgedessen geschwächt zu werden. Wir konnten und können entgegnen, daß es die völlig voraussetzungslose Objektivität nicht gibt, weil der Betrachter selber eine Voraussetzung ist, selbst wenn er sich einbildet, keine Voraussetzungen zu haben. Aber in der Tat hatte Windisch vor Andern das Recht, die gegenwärtige Generation zur Exaktheit zu mahnen, denn sein eigenes Augenmerk war in beständiger Selbstkontrolle darauf gerichtet, das von gesundem philologischen Sinn Erarbeitete nicht erweichen oder abschwächen zu lassen; seine Kommentare in Lietzmanns Handbuch bezeugen das auf jeder Seite. Ich glaube auch zu wissen, daß er diese Zucht der exakten Interpretation schon während seiner Studienjahre (in Leipzig, Marburg und Berlin) gelernt hat, und ich glaube in seinem Sinn zu handeln, wenn ich in diesem Zusammenhang die Namen der Altmeister Hermann Guthe und Adolf Jülicher in Verehrung nenne. So ist Windisch durch Schulung und Schicksal unter uns, der Neutestamentler-Generation, die jetzt Anfang der 50 steht, der gelehrteste — im eigentlichen Sinn des Wortes — geworden.

Die Auslandstätigkeit hat ihn begreiflicherweise auch von der Wendung, die in Deutschland mit der dialektischen Theologie eintrat, verhältnismäßig fern gehalten. Das bedeutet aber nicht, daß er sich dem Anliegen jener Theologie grundsätzlich verschlossen hätte. Er versuchte schon in dem Buch über die Bergpredigt auf seine Weise das Damals mit dem Heute zu verbinden und zu einer „Theologie der Bergpredigt" zu gelangen; er hat in einem 1934 veröffentlichten Werk „Paulus und Christus" Ansätze zu einer christologischen Betrachtung entwickelt: vor allem aber muß hier seines ersten großen Werkes gedacht werden „Taufe und Sünde im ältesten Christentum bis auf Origenes", das von der Spannung zwischen der einmaligen Bekehrungsbuße und der immer wieder erneuerten Sündenvergebung seinen Ausgang nimmt und mit den Mitteln exakter Untersuchung auf ein theologisches Zentralproblem vorstößt. So ist er sich der theologischen Verantwortung seines gelehrten Berufes immer bewußt geworden und hat dem auch gerade in seinen letzten Vorlesungen Ausdruck gegeben.

Dem Theologen, dem Forscher gilt der Dank einer großen Leser- und Hörerschar in Deutschland und in der Fremde; den treuen Menschen grüßt die Trauer seiner Freunde.

Heidelberg Martin Dibelius

Deutsche Glaubensbewegung und wir

Um die Glaubensfreiheit. Dr. Herbert Grabert, der Schriftleiter des „Deutschen Glaubens", schreibt in der neuesten Nummer des „Durchbruch" über „Deutschtum, Christentum, Glaubensfreiheit". Zuerst wird dort der „Glaube deutsch gesehen", dann kommt ein Abschnitt „Glaube christlich gesehen". Nun kommt es uns gar nicht darauf an, Grabert etwa nachzurechnen, was er von diesen „verschiedenen" Glaubensweisen alles zu sagen weiß. Solche Gegenüberstellungen werden leicht zu Konstruktionen; es wird auf der einen Seite alles schwarz, auf der andern alles weiß angestrichen. Doch muß einer Stelle ausdrücklich widersprochen werden: „Es ist klar, daß das Christentum in seiner Gesamtheit jede Art von Freiheit des Glaubens, jede Glaubensfreiheit, aus seinem Wesen heraus ablehnen muß. Ja, das Christentum muß die Glaubensfreiheit sogar für einen Angriff auf seine Einzigkeit erachten und darüber hinaus als eine Gefahr für ihre Autorität bekämpfen. In der Frage der Glaubensfreiheit stehen sich denn Deutschtum und Christentum unversöhnlich gegenüber." —

Nun hat aber Hauer jahrelang berufsmäßig dem Christentum gedient und Grabert und andere Vorkämpfer der DG haben sich jahrelang darauf vorbereitet, dem Christentum berufsmäßig zu dienen. Sie hätten das selbstverständlich nicht getan, wenn ihnen schon damals das Christentum als Feind jeder Freiheit des Glaubens erschienen wäre. Dann bleibt nur zweierlei möglich. Entweder das Christentum wäre wirklich eine solche Macht der Geistes- und Gewissensknechtung; sie hätten das aber während all jener Jahre, trotz berufsmäßiger Beschäftigung mit dem Christentum, nicht bemerkt. Wie soll man ihnen aber dann zutrauen, daß sie jetzt die Dinge richtiger sehen? Oder aber sie sehen jetzt im Kampfeseifer das Christentum nicht, wie es wirklich ist, nehmen Entartungen für das Wesen der Sache; dann muß man ihnen in ihrem eigenen Interesse wünschen, daß sie wieder zu gerechterer Würdigung des Christentums kommen.

*

Volksabstimmung? Der „Deutsche Glaube" (Nr. 11, S. 535) weiß von einem norwegischen Lob über die DG zu berichten. Kristian Schjelderup, ein bekannter Religionshistoriker, habe geschrieben: „Ich habe die Entwicklung in den letzten zweieinhalb Jahren während ständigen Aufenthalts in Deutschland verfolgt und habe einen überwältigenden Eindruck von einer Bewegung (der DG natürlich) bekommen, die sich in einem geradezu unglaublichen Wachstum befindet. Sie zählt jetzt schon ihre begeisterten und aufrichtig glaubenden Anhänger in die Millionen, und es würde mich nicht verwundern, wenn die Deutsche Glaubensbewegung mit großer Mehrheit siegte, wenn man heute eine religiöse Volksabstimmung veranstaltete." — Um mit dem Letzten zu beginnen: was soll solch ein unzeitgemäßer Gedanke „religiöser Volksabstimmung"? Würde man zum eigenen Vorteil ein solches politisches Verfahren auf das religiöse Gebiet übertragen und das Novum einer „religiösen" (nicht kirchlichen!) Volksabstimmung schaffen wollen? Eigenartig ist es jedenfalls, wie zustimmend und freudig man diese ausländische Stimme zitiert. — Aber wo, möchte ich fragen, kann man denn in Deutschland jenen „überwältigenden" Eindruck und jenes „unglaubliche Wachstum ... in Millionen" einmal kennenlernen? „Unglaubliches Wachstum": das müssen — so wird wahrscheinlich ein ausländischer Leser dabei denken — doch mindestens 10—20 Millionen sein! Wir nehmen das Wort einmal ganz wörtlich: dieses indirekte Selbstlob ist doch zu dick aufgetragen, ist uns „unglaublich".

Blick in die Welt

Weltanschauung und Religion

Luther und die deutsche Schriftsprache. In einem durchaus nicht unsympathischen kleinen Referat schreibt ein Autor in der letzten Nummer des „Hochland" (November, S. 187), daß heute immer noch die Meinung verbreitet sei, wonach Luther irrigerweise als der Schöpfer der deutschen Sprache hingestellt werde. Die Anklage gegen die öffentliche protestantische Meinung ist in dieser Form sicherlich falsch formuliert; kein denkender Protestant behauptet solches in diesem Umfange, wie wir auch Luther nicht als „Religionsstifter" ansehen, als der er hier auf einmal erscheint. In einer anderen Form aber kann man diese Meinung sehr wohl behaupten und belegen. So schreiben namhafte Dichter in einer schönen Sammlung („Deutsche Dichter von heute vor der Lutherbibel", Herg. vom „Deutschen Bibeltag", Reichsgeschäftsstelle Halle-Saale, Universitätsring 12; Preis 1.20 M.): „Die Lutherbibel ist die machtvollste Emanation deutscher Sprache, die Deutschland besitzt: damit auch deutschen Wesens, deutschen Gemüts und deutschen Willens. In ihr zuerst ist das deutsche Volk zu vollem Bewußtsein seiner selbst gelangt." (Gerhart Hauptmann.) „... Das ganze deutsche Volk aber hat an ihr ein Werk sprachlicher Kraft, Schönheit und Echtheit, wie unsere Dichtung nur wenige aufzuweisen hat." (Otto Gmelin.) „... Luther schuf das einzige große deutsche Kunstwerk der Sprache, in dem sich ein Weltbild auszudrücken vermochte." (Binding.) — So und ähnlich sind die Urteile, die Luthers Tat weder vergrößern noch verkleinern wollen, sondern ihm das zuerkennen, was ihm auch objektive Geschichtsbetrachtung immer zuerkannt hat.

Eine nationalsozialistische Trauung ohne Kirche und Bibel. Nach einem Bericht des „Deutschen Glaubens" (Nr. 11, S. 538) traute Gauleiter Dr. Hellmuth in Anwesenheit von Vertretern sämtlicher NS-Formationen den Gauschatzmeister Schneider in der Ehrenhalle des Gauhauses (wo?). Im Mittelpunkt seiner Rede standen Nietzsches Worte über Kind und Ehe aus „Also sprach Zarathustra". Während Jungmädel und Pimpfe einen großen Kreis schlossen, überreichte der Gauleiter dem Brautpaare die Ringe mit den Worten: „Im Namen des deutschen Volkes und im Geiste des Blutes, das uns Deutschen gemeinsam ist, schließe ich den Bund eurer Ehe durch das Zeichen der Treue!"

*

Kunst und Volk

Beethoven und die Subskribenten. Ein mutiger Verlag (Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion) beabsichtigt die Veröffentlichung der noch vorhandenen Konversationshefte von Beethoven (137), die Walther Nohl in jahrelanger Arbeit entziffert und druckfertig gemacht hat. Diese Hefte, früher etwa 400 an der Zahl, schlummerten seit 1845 in der Preußischen Staatsbibliothek zu Berlin. Der „Aufruf" des Verlags, auf dies Werk zu subskribieren, das in 33 Lieferungen zu je etwa 3 Mark erscheinen soll, hat noch nicht den gewünschten Erfolg gehabt, und wir fragen auch in unserem Kreise mit dem Verlag: „Sollten sich in der ganzen musikalischen Welt nicht 600 (!) Männer und Frauen finden, die als Subskribenten die Ausführung dieses Vorhabens sicherstellen?" — Ueber den Inhalt dieser Aufzeichnungen Beethovens lautet eine Stelle des Aufrufs: „Alles, was man sonst nicht aufzuschreiben pflegt, das Selbstverständliche, das absichtlich Verschwiegene, das, was in einer bestimmten Zeit- und Lebenssphäre als das Flüchtigste, Vergänglichste erscheint, für die Nachwelt daher am schwersten zu erfassen und festzuhalten ist, findet man hier aufbewahrt. Jeder Atemzug, jeder Seufzer ist hier fixiert; hier ist der Augenblick verewigt. Ganz frei und ungezwungen tut sich die Stimmung der Zeit vor uns auf."

Und die 10 000 Künstler? Im ersten Band der außerordentlich gut orientierten Buchreihe „Die Welt im Fortschritt" findet sich unter einem Beitrag zum „Neuen Kunstschaffen" auch folgende Notiz: „Man schätzt die Zahl der Künstler, die auf den Titel berechtigten Anspruch erheben, wohl richtig auf mindestens 10 000, so daß theoretisch etwa 6000 Volksgenossen auf einen Künstler kämen, die ihm für seine, letzten Endes für das Volk geleistete Arbeit den Lebensunterhalt gewähren könnten. Leider trifft diese Erwartung nicht zu, und der großen Mehrzahl geht es bitter schlecht; sie vegetiert weit unter dem Existenzminimum. Gäben nicht Handel und Industrie mit graphischen Arbeiten und Werbeaufträgen hin und wieder einen kleinen Ausgleich, so müßten sich Viele ganz der Verzweiflung preisgeben . . ." Dieser Bericht, der sozusagen den „letzten Stand der Dinge" bringt, reiht sich den vielen Klagen dieser Art an, und wir möchten einmal die Frage stellen: gibt es keinen Weg, der von jenen errechneten 6000 Volksgenossen praktisch gegangen werden könnte, damit die Mehrzahl unserer Künstler nicht zu darben braucht? Etwa, indem man Patenschaften für sie organisiert und ihnen nicht nur eine Art „Fürsorgenachhilfe" leistet, sondern für den Verkauf ihrer Werke Sorge trägt und damit ihrer Hände und ihres Geistes Arbeit ehrt? Der Gedanke ist nicht neu, und es gibt sicherlich noch viele andere Möglichkeiten — aber warum werden sie denn nicht praktisch durchgeführt?

*

Forschungen und Fortschritte

Macht das Christentum seelisch krank? Mathilde Ludendorff hat in einer Schrift (vgl. CW 1935, 669) den „Beweis" geführt, daß das Christentum seine Bekenner seelisch krank mache (in ihrer Schrift: „Induziertes Irresein durch Okkultlehren"). Interessant ist es nun, was ein Arzt in seinem eben erst erschienenen Büchlein „Seelische Erkrankungen und ihre Heilung" (Dr. med. Alfred Lechler, erschienen bei Steinkopf, Stuttgart, 92 S., 1.20 M.) darüber zu sagen weiß: „Immerhin ist zuzugeben, daß die Uebergabe des Christen an Gott mit schweren seelischen Erschütterungen verbunden sein kann. Wenn der Mensch in tiefem Bewußtsein seiner Sündhaftigkeit vor dem heiligen Gott zusammengebrochen ist, erleidet er nicht selten auch einen seelischen Zusammenbruch... Solche Gewissenskämpfe, in die der Christ im Beginn seines Glaubenslebens gerät, können zweifellos den Ausbruch einer Neurose begünstigen... Es darf aber mit Fug und Recht gesagt werden, daß in all diesen Fällen nicht das Christentum, sondern die neurotische Veranlagung den Ausbruch der Krankheit verschuldet, bzw. daß die Neurose lediglich in religiösem Gewande auftritt. So ist die Behauptung, das Christentum sei für die seelische Erkrankung seiner Bekenner verantwortlich zu machen, in dieser Form durchaus unzutreffend." (S. 90 ff.)

Staatsfeind Nr. 1. Staatsfeinde sind solche, die in irgendeiner Weise dem Werden und Wachsen eines Staates entgegenarbeiten. Von einem mächtigen Staatsfeind soll hier eine kurze Statistik gegeben werden. Er heißt Krebskrankheit. Im Jahre 1892 starben in Deutschland noch etwa 126 000 Menschen an Tuberkulose, aber nur etwa 28 000 an Krebs. Seitdem sind die Sterblichkeitszahlen für Tuberkulose infolge der energischen Bekämpfung stark zurückgegangen: 1932 starben noch an Schwindsucht etwa 48 000 Menschen, dagegen an Krebs nicht weniger als 87 000. Die Herzleiden, die als Krankheit und Todesursache bis vor kurzem den Rekord mit 80 000 Todesfällen im Jahr behaupteten, wurden nun vom Krebs überholt. Worauf diese Vermehrung der Krebssterblichkeit zurückzuführen ist, bleibt strittig; dennoch ist, wie der Arzt Fritz Licknit in „Welt im Fortschritt" schreibt, der Pessimismus in der Krebsfrage weit gefährlicher als der Krebs selbst; es gilt diese Volkskrankheit zu bekämpfen, und der erfolgreichen Kampfmittel gibt es mehr, als man in der breiten Oeffentlichkeit annimmt.

*

Verschiedenes

Eine Milliarde. In der Inflationszeit hatten wir uns daran gewöhnt, mit Milliarden und Billionen zu rechnen. Seitdem hat sich der gewöhnliche Sterbliche wieder zu seiner „Reichsmark" bekehrt; schließlich war ja auch damals eine Milliarde nicht viel mehr (und zeitweise noch weniger) als eine Reichsmark. Heute aber, wo wir wieder in geordneten Rechenverhältnissen leben, rechnen im besten Falle noch Großstaaten mit Milliardenbeträgen; und doch scheint es, als machten solche Riesenbeträge gar keinen Eindruck mehr. Bei dieser Gelegenheit erinnere man sich einmal an die Rechnung, die eine Anschauung von dem Riesenwuchs einer Milliarde geben kann. Die Frage lautet: Wie lang ist eine Milliarde Minuten? Die Antwort wird nun doch Manchen in Erstaunen setzen: Der Tag hat 1440 Minuten, das Jahr 525 600. Unterstellt man einmal die wissenschaftlich nicht ganz unbestrittene Genauigkeit unserer Zeitrechnung, so ergibt sich, daß seit ihrem Beginn zu Christi Geburt, unter Berücksichtigung sämtlicher Schalttage, erst am 3. Mai 1901, 20 Uhr 40 Minuten, eine

Milliarde Minuten verstrichen waren. — Und wer ist da nicht noch mehr erstaunt, wenn er einmal zufällig in einem Lexikon auf die Stelle stößt, wo es heißt, daß „die gesamten unmittelbaren Kosten aller am Weltkrieg Beteiligten rund 1 Billion Goldmark" betrugen, und die ganze Erde kaum mehr als 2 Milliarden Menschen hat, die solche Kosten trugen?

Auf das literarische Konto des Mondes! Kurt Bilau, ein deutscher Amateur-Astronom, will nachweisen, daß die Offenbarungen Johannis nichts anderes seien als der dramatische Bericht über einen katastrophalen Mondniederbruch vor 11 400 Jahren! Seine „Beweisschrift" erschien nach Angabe des „Philobiblon" (S. 309) bei Luken & Luken, Berlin SO 16. — oh —

Bücher und Schriften

Shintô die Volksreligion Japans. Von Emil Schiller. 2. verm. und verb. Aufl. Berlin, Ostasien-Mission 1935. 1.20 und 1.50 M.

In unserer gegenwärtigen religiösen und weltanschaulichen Lage ist zweifellos Shintô diejenige fremde Religion, die am meisten zum Studium reizen muß. Denn sie stellt den einzigen Fall dar, wo in einem Kulturvolk eine Religion „aus Blut und Boden" einen wesentlichen Platz im Volks- und Staatsgefüge einnimmt. Dabei bereiten die primitiven Züge des Shintô mancherlei Schwierigkeiten; aber wenn der Verfasser auch mit einem gewissen Recht sagt, daß die Shintôreligion in Japan prinzipiell überwunden ist (wobei der Ton auf Religion zu legen ist), so kann doch kein Zweifel sein, daß Shintô in einer Umwandlung zu einer Art Staatskult seinen Platz in Japan nicht so leicht verlieren wird. Leider sind gerade die Fragen „Volksshintô — Staatsshintô" verhältnismäßig kurz behandelt. Aber sonst ist die Arbeit des greisen Missionssuperintendenten, der bisher als einziger Deutscher lange Zeit zur Mission in Japan weilen durfte, ein zuverlässiger und vor allen Dingen leicht zu lesender Leitfaden zur Einführung in diese Religion. Störende Druckfehler: S. 23 lies Shikken statt Shikke, S. 32 Fujiwara statt Fajiwara, S. 73 Meiji statt Maiji. Karl Weidinger

Der Sang des Hehr-Erhabenen. Die Bhagavad-Gita übertragen und erläutert von Rudolf Otto. Stuttgart, W. Kohlhammer 1935. 171 S.

Die Lehr-Traktate der Bhagavad-Gîtâ von Rudolf Otto. Tübingen, Mohr 1935. 47 S. 1.50 M.

Als Abschluß seiner gründlichen Studien über diese einzigartige religiöse Dichtung Indiens, die dort für weite Kreise das bedeutet, was „für unsern westlichen Religionskreis das Neue Testament und insonderheit das Johannes-Evangelium" ist, bietet O. eine neue Uebersetzung und Erläuterung dieses „Gesangs des Erhabenen". Seinem ideologischen Lehrer Garbe (Tübingen) folgend, unterscheidet Otto zwischen den eingelegten Lehrschriften und dem alten Urstück, der sogenannten Ur-Gîtâ, die Zeugnis ablegt „für die Erhabenheit und Tiefe, die der Gottesgedanke in gewissen Kreisen Altindiens erreicht hatte". Als „solches ist es rein und ganz ein Stück grandioser Epik, nicht aber eine Lehrschrift irgendeines Systems, nicht ein Katechismus irgendeiner Konfession, am wenigsten ein Katechismus des synkretischen Hinduismus im allgemeinen". In dieses alte Urstück des Epos sind dann Lehr-Traktate eingelegt worden, die O. in seiner zweiten Schrift: Die Lehr-Traktate der B.-G., im einzelnen ausgesondert und analysiert hat. Sie stellen „einen Kranz von acht Traktaten verschiedener Richtungen dar, die sich unter die Autorität des Krishna-Gottes begeben wollen; die „reiche Mannigfaltigkeit indischen Erlebens und Denkens" tut sich uns aus ihnen kund. Zu den früheren bekannten Uebersetzungen der B.-G. (von Deussen, Garbe, L. v. Schröder, E. Senart) tritt nun diese neue Uebertragung und kritische Erklärung, der aufschlußreiche „Beilagen", wie über die „Vishnu-Idee", „Narayana" u. a. angefügt sind. Rudolf Merkel

Georg Webers Weltgeschichte. 25. Auflage, völlig neu bearbeitet von Franz Theodor Poland. Leipzig, Wilh. Engelmann 1935. 542 S., mit Reg. 576 S. Leinen 9.80 M.

Poland steht auf dem Boden einer voluntaristischen Geschichtsauffassung. Für die Weltgeschichte sind ihm Wollen und Geist der geschichtsbildenden Rassen maßgebend, dieser Geschichtsauffassung sei allerdings die „sogenannte Objektivität undenkbar". — Für ein Zeitalter des gemeinsamen Glaubens hat die absichtsvolle politische Prägung einer „Weltgeschichte" Berechtigung und Gültigkeit. Es muß aber festgestellt werden, daß sich der Bearbeiter mit einer so oberflächlichen Hineinarbeitung seiner Rassengrundsätze die Aufgabe zu leicht gemacht hat. Die Gesamtdarstellung ist vom Schlagwort des Tages nicht frei geblieben. Die Prüfung der Darstellung des Bismarckschen Zeitalters ergibt Ungenauigkeiten, eine größere Exaktheit hätte weder der Zielsetzung des Buches noch dem Kanzler des ersten Reiches Abbruch getan. Dafür wenigstens ein paar Beispiele. Nicht um die Liberalen an sich zu fesseln, beantragte Bismarck beim Bundestag 1866 die Berufung eines deutschen Parlaments, das auf Grund von direkten, allgemeinen und gleichen Wahlen zusammentreten sollte (§ 551), sondern um gegen sie einen Schlag zu führen, denn die Macht der Liberalen in Preußen beruhte ja auf dem Dreiklassenwahlrecht, und die Landbevölkerung, die damals noch die Masse des Volkes darstellte, wählte konservativ. Caprivi ist durchaus nicht subaltern und ohne Festigkeit seinem kaiserlichen Herrn gegenüber geblieben, sondern an seiner Aufgabe gewachsen. Raummangel verbietet weitere Belege. Karl Jadziewski

Die deutsche Volksseele im christlich-deutschen Volksbrauch. Von Anton Stonner. München, Kösel & Pustet 1935. 235 S. mit 31 Bildtafeln. Geb. 6.50 M.

Der Vf. gibt eine gesamtdeutsche Volkskunde aus einem reichen Quellenmaterial heraus mit einer stark pädagogischen Zielsetzung, die Stil und Aufbau des Buches stellenweise entschuldigt. Er fordert eine „angewandte, d. h. pädagogische Volkskunde", und stellt sechs Züge stark heraus: „Die Stellung zur Natur, zur Arbeit im Heim, Hof und Feld, die Stellung zur Familie, zum weiteren Menschenumkreis, endlich die Stellung zur Religion", und glaubt in der Volkskunde Aufgaben für die Pädagogen von der Kindergärtnerin bis zum Hochschullehrer zu finden, eine Stellungnahme, die schon von anderer Seite mit Recht angezweifelt worden ist (CW 1935, 45). Das Buch wird dem katholischen und protestantischen Brauchtum aller deutschen Stämme gerecht und läßt sich bei aller Betonung des katholischen Standpunkts und seiner Interessen kaum auf eine Polemik ein. Bei aller Achtung vor der „Volksfrömmigkeit" können wir nicht im Brauchtum, mag es noch so schön sein, immer gleich „die tiefere Schau" erblicken, noch des Verfassers stark idealisierende Tendenz ohne weiteres annehmen. Stonner benützt erfreulicherweise schon öfters die Ergebnisse der Sammlungen des unveröffentlichten „Atlas der deutschen Volkskunde" und schmückt sein Buch in sehr geschickter Art mit technisch hervorragenden Bildern. Man kann über die Auswahl des Stoffes anderer Meinung sein, die Darstellung manchmal etwas zu modern finden; jeder wird aber aus dem an sich gründlichen Buch viel lernen können. Wir wollen nicht vergessen zu vermerken, daß bischöfliche Ordinariate ihre Seelsorger angewiesen haben, das alte Brauchtum für das Pfarrarchiv und Ordinariatsarchiv zu sammeln. Fritz Braun

Aus 400 Jahren. Bilder aus der württembergischen Kirchengeschichte 1534—1934. Von Otto Schuster. Mit 40 Abb. Stuttgart, Calwer Vereinsbuchhandlung 1935. 238 S. Kart. 4.20, Leinen 5 M.

Auf gründliche Quellenkenntnis gestützt, aber in allgemeinverständlicher Form läßt das schöne Buch eine Reihe von bezeichnenden Bildern vor uns erstehen. Sie zeigen den Zusammenhang der württembergischen Kirchengeschichte mit der evangelischen Kirche Deutschlands (Luther und Württemberg — 1529 und 1530 — Herzog Christoph und sein Werk — Jakob Andreä) oder die ökumenischen Beziehungen der württembergischen Kirche (die Bemühungen um die Bibelverbreitung in Kärnten und Krain — die Fühlung mit der orthodoxen Kirche u. ä.); sie schildern die Not des Dreißigjährigen Kriegs oder Gestalten und Gestaltungen des Pietismus (darunter die eigentümlichen Siedlungen in Korntal und Wilhelmsdorf, die Einführung der Konfirmation), Männer wie Kepler oder die Entdecker des Nyassasees und des Kilimandscharo, Krapf und Rebmann. Eine mannigfaltige Auswahl aus der Fülle der Gesichte, die auch unsere württembergische Kirche bietet. Eine Reihe guter, zum Teil seltener Abbildungen bereichern das Buch. Es kann auch über seine Heimatkirche hinaus empfohlen werden. Solche anschaulichen Bilder brauchen wir neben den wissenschaftlichen Darstellungen. Der Preis ist bei der trefflichen Ausstattung nicht zu hoch. Walther Buder

Philipp Jakob Spener. Zur 300. Wiederkehr seines Geburtstages. Von Maria Peters. Halle a. d. S., Waisenhaus. 94 S. 1.80 M.

Eine warmherzige, dabei durch gesunde Nüchternheit und geschulten geschichtlichen Blick gewisse Gefahren einer Jubiläumsschrift glücklich vermeidende Darstellung der Persönlichkeit und Lebenstat des Begründers des deutschen Pietismus.

Otto Michaelis

Johann Sebastians Sohn. Von Karl Stabenow. Leipzig, G. Schlößmann. 122 S. mit 7 Abb. 2.25 und 2.85 M.

Wilhelm Friedemann Bach, Johann Sebastians erstgeborener Sohn, ist einer der angesehensten Künstler seiner Zeit gewesen. Ueber ihn als Charakter, wie es nicht selten geschieht, einfach den Stab zu brechen und in ihm lediglich ein verkommenes Genie zu sehen, widerstreitet, wie neuere Forschungen erhärtet haben, der geschichtlichen Wahrheit. Daher ist es begrüßenswert, daß St. es unternimmt, uns in Romanform die tragische Erscheinung dieses deutschen Musikers menschlich nahezubringen. Das für weitere Kreise berechnete und geeignete Buch löst diese Aufgabe in ansprechender Weise.

Otto Michaelis

Christenglaube. Von Jakob Schoell. Heilbronn, Salzer. 144 S. 1.80 und 2.60 M.

Das ist ein Büchlein, das man in die Hände recht vieler Gemeindeglieder legen möchte. Die Unwissenheit in den Dingen des Glaubens ist heutzutage in weiten Kreisen unserer evangelischen Kirche riesengroß. Deswegen fallen Viele oft recht haltlosen Angriffen gegen die Kirche und den Glauben fast widerstandslos zum Opfer. Sch. schreibt als Theologe, aber nicht für Theologen, sondern für besinnliche Gemeindeglieder. Einfach, allgemeinverständlich legt er dar, was eigentlich christlicher, evangelischer Glaube ist. Offen setzt er sich auseinander mit allerlei Einwendungen, die heute mehr denn je gegen den Christenglauben erhoben werden. Dabei unterscheidet er zwischen Kern und Schale, Form und Inhalt und erkennt unumwunden an, daß die Form wechseln kann, wenn nur der Inhalt erhalten bleibt. Die Bibel ist Gottes Wort, Gott redet durch sie zu uns, aber große Partien des Alten Testaments, teilweise auch des Neuen, haben uns nichts mehr zu sagen. Ebenso sind die Bekenntnisse für unseren Glauben wohl richtungweisend, aber nicht gewissenbindend. Sagt Sch. von seinem Buche: „Ob damit das geboten wird, was man heutzutage als ‚Konfirmandenunterricht für Erwachsene' sich denkt oder wünscht, mögen andere entscheiden", so möchte ich diese Frage mit einem runden Ja beantworten, zumal da es wohl geeignet ist, in angeregten Kreisen zu weiteren fruchtbringenden Besprechungen über den Christenglauben Anregung zu geben.

Henning Kruse

Glaubensfragen und Bußfragen. Mit Gebeten. Von Hermann Bezzel. Aus der Reihe „Lehrer des Worts und des Lebens". Stuttgart, Verlag D. Gundert 1935. 96 S. Kart 1 M., Leinen 1.40 M.

Johannes Rupprecht gibt hier aus der Wirksamkeit Bezzels in Neuendettelsau Andachten heraus, die Bezzel den dortigen Diakonissen gehalten hat. 1. Betrachtungen zum 1. Johannesbrief. 2. Die Bedeutung der Sakramente für unser Glaubensleben. Kurz, namentlich die erste Reihe ganz knapp; biblisch, ernst.

Walther Buder

Von Christi Leiden. Von Martin Luther. Stuttgart und Basel, Evangelischer Missionsverlag 1934. 96 S.

Ein Abdruck des Sermons von der Betrachtung des heiligen Leidens Christi (1519), des Sermons vom Leiden und Kreuz (1530) und zweier Predigten aus der Hauspostille, gewissenhaft ins Hochdeutsche übertragen. Luther wird ja ohnehin von den „Laien" zu wenig gelesen, so mag das Heft dazu helfen, daß Dieser und Jener Freude an der kräftigen, unübertrefflich volkstümlichen Art des Reformators bekommen.

Gottfried Rade

Himmelsbürgerschaft. Zehn Predigten über Worte aus dem Brief des Paulus an die Philipper. Von Wilhelm Michaelis. Bern, Buchhandlung der Evang. Gesellschaft. 74 S.

Kurze, schlichte Predigten des Berner Neutestamentlers, ohne Pathos und Rhetorik, die sich durch gründliche Textbehandlung und nüchterne Sachlichkeit auszeichnen. Mit eindringlichem Ernst wird vom Standpunkt kirchlicher Theologie zu den christlichen Grundfragen Stellung genommen, nicht zu Einzelfragen des täglichen Lebens und zu den Kirche und Volk bewegenden Fragen der Gegenwart.

Johannes Jansen

Deutscher und christlicher Gottglaube. Von Joh. Jansen. Preetz (Holstein), Hansen. 35 S. 30 Pf.

Auseinandersetzung mit Reventlows „Wo ist Gott?", aus genauer Kenntnis des Werdens Reventlows heraus geschrieben, gemeinverständlich, also auch unter der Jugend zu verbreiten, vorbildlich in Würdigung wie Kritik.

M

Der irdene Leuchter. Fragen und Antworten zur Geschichte der Bibel. Von Marie Speiser. Mit einem Vorwort von Eduard Thurneysen (Basel). Mit Holzschnitten von Albrecht Marxer. Stuttgart, Evangelischer Missionsverlag 1934, 88 S. 2 M.

So muß man theologische Wissenschaft zum lebendigen Wissen der Gemeinde, besonders auch der Jugend, machen! Anschaulich, anfassend, bei allem Peripherischen in den Mittelpunkt weisend! Zwölf Fragen über die Geschichte der Bibel: Wer hat sie geschrieben? Wann wurde sie geschrieben? Für wen? Wo? Wie? Was? In welcher Sprache? Womit? Wie umgrenzt? (Kanon!) Wie oft? Wieviel mal? Wem zum Trotz? Für Alt und Jung sehr zu empfehlen! Auch Lehrer sollten sich dieses Muster eines „Einleitungsunterrichts" nicht entgehen lassen!

Walther Buder

Glutende Zeit. Ein Weg aus Fesseln zur Freiheit. Von Wilhelm Kotzde-Kottenrodt. Stuttgart, J. F. Steinkopf 1935. 464 S. Geb. 6.50 M.

Ein Volks-Geschichtsbuch, wie man es sich nicht besser wünschen kann. Das mit glühenden Farben die schwerste Notzeit unseres deutschen Volkes und seine Erhebung darstellt. Zwei Männer im Mittelpunkt, hier Napoleon — hier Ernst Moritz Arndt. Beide in ihrem Werden aus der Tiefe ihres Seins gezeigt. „Gegenspieler", wie der Dichter sie selbst in seinem Vorwort nennt. Napoleon der Ehrgeizige, kalt Berechnende, über Menschen Hinweggehende, als seien sie nichts, der im steigenden Erfolg keine Grenzen mehr sieht, von einem Weltreich bis Indien träumt und zur Erfüllung seines Traumes wieder und wieder Millionen Kämpfer aus der Erde stampft und opfert. Und ihm gegenüber der nordische Bauernsohn, der mit leidenschaftlichem Herzen die tiefe Not seines Vaterlandes erlebt und seherisch begreift, daß die Hilfe nur aus der eigenen Kraft des Volkes kommen kann. Erschütternd, wie man in die Zerrissenheit, Unkraft, Verderbtheit, Ohnmacht der deutschen Fürsten, ihrer Ratgeber, ihrer Völker hineingeführt wird. Es ist dem Dichter in hervorragendem Maße gelungen, die verworrenen Zustände jener Zeit, ihre Ursachen, ihre Wirkungen, den Anteil der Verantwortlichen gedrängt und doch durchsichtig darzustellen. Meisterhaft z. B. die Schilderung der Schlachten.

Und nun geschieht das Große und Entscheidende. Daß in der tiefsten Not unseres Volkes Männer da sind und aufstehen, die den Freiheitskampf geistig vorbereiten, die sich verbinden, ihrem Volk die geistigen Waffen zu schmieden, die es fähig machen, die Fesseln abzuwerfen, die es zu erdrücken drohen. Neben Arndt der Freiherr vom Stein, Schleiermacher, Fichte, Scharnhorst, Gneisenau; sie werden das Gewissen der zögernden, versagenden, in Abhängigkeit von Napoleon geratenen Fürsten und werfen die Leidenschaft des Widerstands in ihr Volk. Nur so konnte es zu der Niederringung des allmächtig scheinenden Bedrückers kommen. Ein Stück deutsche Geschichte, das ein jeder Deutsche kennen muß. Ob es so, wie es der Dichter erschaut und erzählt, in allem standhält vor strenger Geschichtswissenschaft, weiß ich nicht. Z. B. ist wohl Napoleon zu eindeutig als der kalte, herzlose Machtbesessene gezeichnet, während der dämonische Einfluß, den er auf die Menschen gehabt haben muß, das Geniale in ihm, nicht so zur Geltung kommt. Darüber ist ja aber von Anderen genug geschrieben worden und der Dichter hat das Recht, seine Helden nach seiner Schau zu gestalten. Gleichviel, das Buch ist in Inhalt und Gestaltung wertvoll, man liest es mit Spannung und ergriffenen Herzens von Anfang bis zu Ende.

Dora Rade

Ich schwöre mir ewige Jugend. Von Johannes Keßler. Leipzig, Paul List 1935. 372 S. 4 und 6.50 M.

Aus einer an Erinnerungen und Erfahrungen reichen Lebensführung erzählt Keßler mit freiem, empfänglichem Blick und aus einem frischen, jungegebliebenen Herzen heraus von den mancherlei Menschen, die ihm in nahezu 70 Jahren begegneten, ihn beeindruckten und zum Segen wurden, aber auch von den jungen und alten Menschen, denen sein Dienst galt. Als langjähriger Prinzenerzieher und Hofprediger gewann er wie Wenige Einblick in das Leben der kaiserlichen Familie.

Seine geistlichen Aemter in Potsdam, Dresden und im Felde brachten ihn mit Menschen aus allerlei Ständen und Schichten in Berührung. Ohne in falschen Byzantinismus oder Menschenverherrlichung irgendwelcher Art zu verfallen, ist Keßler bemüht (und es ist ihm weithin gelungen), das wirklich Bleibende und Wertvolle an vielen heute scharf angegriffenen Menschen zu sehen und festzuhalten. Von Moltke, Bismarck, Ranke, Treitschke, Harnack, Hindenburg, Brahms, großen Predigern wie Kögel, Emil Frommel und Stöcker, Männern der Gegenwart wie Mackensen, Paccelli, Pius XI. erzählt er anziehend. Bei Predigt, Seelsorge und Unterricht hat Keßler erfahren, daß das weltumspannende Wort, das bis in des Himmels Höhen reicht und in die Erdentiefen hinabsteigt, nicht leer zurückgekommen ist. Der besondere Wert des Keßlerschen und ähnlicher Werke liegt darin, daß vor allem die jüngere Generation inne wird: Gott ist zu jeder Zeit überall am Werke, sein Reich zu bauen, und in jedem Zeitalter lebten Menschen, die mit heißem Bemühen bis zum Auslöschen ihres Lebens am Aufbau unseres Volkes gearbeitet haben.

Paul Hütt

Der Fährmann Gottes. Von Paul Steinmüller. Stuttgart, Fleischhauer & Spohn Verlag 1935. 85 S. 2.40 M.

Mehren sich die Menschen, deren inneres Erleben so stark ist, daß das äußere davor zurücktritt? Menschen, die so stark angesprochen werden von Stimmen jenseits des irdischen Geschehens, daß sie ihr irdisches Handeln davon bestimmen lassen? Gibt es solche Menschen, dann gehört der „Fährmann Gottes" zu ihnen. Solche Bücher kann unsere Zeit brauchen, Bücher voll von einem tiefen christlichen Wissen. Ein Mensch, der sich in früher Jugend berufen fühlte, Gott als Missionar zu dienen, dann aber doch andere Wege einschlug, wird durch schwere Erkrankung bereitet, nunmehr in anderer Weise Gottes Diener zu werden. Er hilft sterbenden Menschen, hinüberzufinden. Packend geschildert sind die verschiedenen Menschenseelen, wie sie den Tod erleben und zu Gott gehen oder in die Dunkelheit. Ueber dem ganzen Büchlein kann das Wort stehen, mit dem Paul Steinmüller seine tiefe Lebens- und Todesschau schließt: „Tod ist nur eine Stufe, auf deren kantigem Gestein das Wort steht: Wer mein Wort hält, der wird den Tod nicht schmecken ewiglich. Wem dieses Rätsel sich gelichtet hat, dem erst wird das Leben mit seinen Bitterkeiten und seiner Süße wert. Und der wird das Leben lieben und wert halten, der um seinen unendlichen Fortgang weiß."

Maria Rhine

Der Major. Von Ruth Schaumann. Berlin, Grote, 1935. 383 S. Geh. 4.80 M., geb. 6 M.

Wenn man mit dem Namen Ruth Schaumann bisher leicht noch die Vorstellung von zarten, kindlich innigen und für die Wucht des Daseins allzu gebrechlichen Gebilden verband, so dürfte das mit diesem ihrem jüngsten Roman ein- für allemal zu Ende sein. So unerschrocken greift selten ein Dichter in alle Bitterkeit und alle schwere Süße des irdischen Lebens, so hart und fast grausam hat selten einer zu sagen gewagt, wie es mit uns steht in unserem Dasein. Dabei ist das Buch oft fröhlich bis zur Ausgelassenheit, voll leuchtendem Humor, dabei blüht es herrlich und wird köstlich reif; es wächst in dichterischen Bildern von solcher Schönheit, daß man nachsinnend eine Weile atmen muß über den Bildern, die dann unauslöschlich bleiben. Aber das alles hat irgendwohin eine klaffende Grenze, eine Wunde voll unstillbarem Blut. Das alles tut immerfort irgendwie weh. Eine ungeheuerliche Schwermut liegt über dem Buch. Erzählt wird das Leben eines Majors von den frühen Kadettenjahren bis zum Tod vor Verdun. Der Stoff dieser Dichtung ist ganz einfach das Leben, wir wir alle es leben. Aber während man das liest — und man kommt nicht los davon — meint man, es säße auf einem unerreichbaren Gipfel ein harter Gott, der nach dem Major von Malchan immerzu mit Steinen wirft. Das ist die zweite Ebene dieses Buches und zugleich das Geheimnis seiner Unentrinnbarkeit. Es ist aus einer durchlittenen und nun unausweichlich gefügten Welt gestaltet. Man wird es lesen müssen einmal um seiner dichterischen Schönheit willen, in der man zunächst einfach ertrinkt, ein andermal um der Begegnung mit seiner zweiten Ebene willen, und schließlich noch einmal, um nun dem Leben und sich selbst zu begegnen. Jene klaffende Grenze aber, spürt man dann, heißt Gott. Gott tut immerfort weh in diesem Buch. Davon wird kaum etwas gesagt, aber es ist der Punkt hinter jedem Satz. Wir haben lange nicht mehr eine so zuletzt fromme Dichtung gelesen, sind lange nicht mehr bis in den eigenen Tag hinein von einem Buche so angefaßt worden.

Johann Heinz Beckmann

Der Engel Gottes. Oder: Wovon die Menschen leben. V Leo Tolstoi. Berlin, Furche-Verlag. 45 S. 0.80 M.

Mit der Wiederveröffentlichung dieser eindrucksvollen kl nen Erzählung Tolstois spricht der Furche-Verlag eindrinlich zu allen Menschen, die auf die Forderungen des Evang liums heute noch hören wollen. Daß Menschen nicht von d Sorge für sich selbst, sondern im tiefsten gottgewollten Sin nur von der Liebe leben, daß Liebe die Menschen Gott nah bringt, daß irdische Sorgen aber nur in den inneren u äußeren Tod führt, das ist der tiefe Sinn dieser Legende v dem Schusterehepaar, das einen Engel bei sich beherbergt

Maria Rhine

Mein Weg zur Kunst. Von Monika Hunnius. Hei bronn, Salzer 1935. 352 S. Geb. 3.20 M.

Nachdem von dieser Lebensgeschichte der baltischen Künst lerin und Gesangspädagogin über 50 000 Stück ins Land g gangen sind, veranstaltet der Verlag eine billigere Ausgab Das Werk erzählt in beseelter Sachlichkeit von einem reiche Leben, das in künstlerischer Arbeit, Menschenliebe und Got vertrauen sich rein und schön entfaltet hat. Wir wünschen ih wachsende Verbreitung.

Gerhard Heine

Mein Elternhaus. Von Monika Hunnius. Heilbron Eugen Salzer 1935. 86 S. 0.80 M.

Das preiswerte Büchlein enthält Aufzeichnungen der a 30. Dezember 1934 verstorbenen Künstlerin über ihr Eltern haus und erschließt uns ihre Kindheit und Jugendzeit. Lebendi und klar sind die Erlebnisse geschildert; mit besonderer Lieb aber ist das Bild der Mutter gezeichnet, die in außergewöhr licher Hilfsbereitschaft ihre Kraft verzehrte.

Gertrud Böttger

Die sterbende Kirche. Von Edzard H. Schaper. Leipzig Insel-Verlag 1935. 401 S. 6 M.

Dieses Buch schildert in ergreifendster Weise den Kamp des Christentums gegen den Bolschewismus in Rußland. I der Gestalt des greisen russischen Priesters Seraphim zeichne der Verfasser einen gläubigen Menschen, der den Gedanke der Liebe Christi seiner Gemeinde vorlebt, die Schranken de Konfessionen überwindet und sich mit den evangelischen Mär tyrern ebensosehr eins fühlt, wie mit seinen engeren Glau bensgenossen. Die erschütternde Handlung spielt in einem klei nen Städtchen Estlands, das früher zum russischen Zarenreic gehörte und damals ein Ort heißer konfessioneller Kämpfe war Es gelingt dem Väterchen Seraphim, der aus dem ferne Sibirien kommenden, in gottlosen bolschewistischen Partei gedanken aufgewachsenen Ljusja die allumfassende Liebe Got tes nahezubringen und sie den Weg zur Taufe zu führen Wenn nun auch zum Schluß des Buches das alte, morsch Gebäude der Kirche über dem amtierenden Priester zusam menfällt und ihn erschlägt, so fühlen wir doch, daß sein sieg reicher Glaube weiterlebt und er selbst seinen Glaubensgenos sen zu einem Licht wird, das ihnen voranleuchtet auf ihrem so dornenvollen Erdenwege der Ewigkeit zu. Wer sich für die heutigen religiösen Probleme interessiert, dem wird dieser Roman, der in schöner Sprache geschrieben die russische Volks seele fein charakterisiert, große Bereicherung bringen.

Constance von Lilienfeld-Toal

„Der Mond braust durch das Neckartal..." Ein romantischer Spaziergang durch das nächtliche Tübingen, nebst allerlei nützlichen und kurzweiligen Betrachtungen über Gott und Welt, Raum und Zeit, Natur und Geist und insonderheit über die Menschen untereinander. Von Theodor Haering. Tübingen, Rainer Wunderlich 1935. 228 S. 4.50 M.

Ein ganz entzückendes, seelisch befreiendes Buch, an dem man seine hellste Freude hat, und das man versteht, auch wenn man nicht Schwabe oder gar Tübinger ist, beziehungsweise nicht — wie ich — in Tübingen studiert hat. Mit einigem guten Willen versteht man (auch namentlich mit Hilfe der zahlreichen Anmerkungen) den humorvollen echt Tübinger Wengerter- (Weingärtner-) Dialekt, dessen sich der mystische nächtliche Begleiter des Verfassers bedient. Anstoß erregt gewiß bei diesem oder jenem Leser zunächst wohl der Obertitel „Der Mond braust doch nicht!" heißt es da. Es handelt sich um den Vers eines Tübinger Volksdichters, eines braven Ochsenmetzgers. Und wenn man das mondscheindurchflutete Buch zu Ende gelesen hat, sagt man allerdings auch: „Der Mond braust." Es ist eine Stimmung wie in Eichendorffs Lied: „Der Mondenschein verwirret, die Täler weit und breit." Dazu aus Nietzsches „Trunkenem Lied": „Die Welt ist tief und tiefer als der Tag gedacht." Und es ist nötig, daß wir gegenüber dem Lärm und dem grellen Licht des Tages einmal den aus Ur-

iefen aufrauschenden Stimmen der Nacht lauschen. Dahin will Haering uns auf seiner wunderbaren Mondscheinwanderung führen, daß unsere Seele wieder lauschen lernt den Klängen aus der Ewigkeit, und uns Sinn und Ziel alles Menschlichen, alles Zeitlichen, alles Völkischen aufleuchtet. Wie gesagt, ein herrliches, bei allem Humor tief ernstes Buch, eine Fortsetzung jener prachtvollen schwäbischen Rede Haerings über Alt-Tübingen vom 30. November 1934, die wie ein Flugfeuer sich über ganz Deutschland verbreitet hat. (Verlag Osiander, Tübingen.) Raimund Eberhard

Stephan und Claudia. Von Helene Christaller. Basel, Friedrich Reinhardt. 290 S.

Eine zarte und stellenweise doch gewaltige Geschichte, die hier nicht im einzelnen wiedererzählt werden soll, weil das günstigstenfalls hieße, eine kleine Photographie von einem schönen, großen, farbenreichen Bild machen. Sie fängt harmlos mit einer Kinderfreundschaft in einem Nordseebad an. Später finden die Beiden einander wieder und er nimmt seine Braut mit an seine Arbeitsstätte; er ist Ingenieur am Südabhang der Alpen. Stärker als alle reizvollen Naturschilderungen wirkt das harte Schicksal: ein krankes Kind besuchend, wird Claudia von Lähmung befallen; aber der Wille und die Treue des Mannes helfen ihr, die sterben wollte, weil er eine gesunde Frau haben solle, wieder den Willen zum Leben und den Weg in ein glückliches Zusammenleben hinein zu finden. Reife Weisheit und ein junggebliebenes Herz haben zusammen das Buch geschaffen, darin liegt sein Reiz. M

Wir bleiben jung! Von Johanna Wolff. Königsberg i. Pr., Gräfe & Unzer 1935. 152 S. 3.50 M.

J. W. zeichnet hier in humorvoller Weise Gestalten aus der Vorkriegszeit in einem wohlhabenden Hamburger Hause. Ein junges, frisches Menschenkind bringt Sonnenschein in das alte Geschäftshaus und in das einsame Leben des älteren Hausherrn. Auch ihr Verschwinden mit einem jungen Gutsherrn, der ihr Herz gewonnen, löst sich in harmonischer Weise. Der vorzügliche Druck wird älteren Lesern besonders angenehm sein. Gertrud Böttger

Das fremde Kind. Von Anna Kappstein. Berlin-Schöneberg, Peter Oestergaard 1935. 306 S.

Das Buch schildert das Schicksal eines Mädchens, das völlig verwaist aufwächst und ganz auf sich gestellt sich entfaltet. Dieses „fremde Kind", das ganz aus seinem Innersten lebt, ist für die überkultivierten Menschen, mit denen es zusammenkommt, oft ein Stein des Anstoßes, für Andere aber, die noch eine höhere Sehnsucht kennen, eine Wohltat. Die Vf. muß eine große Kennerin und Liebhaberin der Natur sein, denn ihr „fremdes Kind" wächst nicht nur selbst ganz naturnah und blumengleich auf, sondern Bäume, Blumen und Tiere führen ein lebendiges Dasein in diesem ganzen Buch. Das „fremde Kind" wächst und lebt durch und mit der Kreatur und Natur. Vor allem mit den Blumen. Man erfährt viel Schönes über Blumen aus diesem Buche. Maria Rhine

An einem Strom geboren. Ein Lebensbuch. Von Wilhelm Schmidtbonn. Frankfurt a. M. Rütten & Loening 1935. 394 S. 5 und 6.80 M.

Wer sich an dieses Buch heranmacht, um allerlei Interessantes aus dem Leben Schmidtbonns zu erfahren oder gar um ein paar Lebensweisheiten reicher zu werden, wie man sie sonst in solchen Büchern findet, der wird enttäuscht sein. Wer aber dieses Buch in die Hand nimmt, um sich mit dem Dichter am Leben zu freuen, wie nur ein Rheinländer sich am Leben freuen kann, der wird hundertfältig beschenkt. Der kann sich an diesem Buch gesund lesen. Schmidtbonn fängt sein Lebensbuch ganz artig wie eine Lebenserinnerung an, aber damit ist er rasch zu Ende; der Strom des Lebens kommt darüber, und bald sind selbst Pudelhunde, Fahrräder und Frösche wichtiger als der Mensch Wilhelm Schmidtbonn. Ein Mann, der einfach zu lebendig und mit seinen sechzig Jahren noch zu jung ist, als daß er Lebenserinnerungen schreiben könnte. Ein Mann, der einfach zu ergriffen ist von der Erde und ihren Menschen, als daß er sich selbst auch nur einen Augenblick wichtig vorkommen könnte. Ein Mann, der so sehr Dichter ist, daß gerade das Unscheinbarste ihn immer wieder reizt, darin den Herzschlag des Lebens zu fangen. Ein Skizzenbuch des Lebens also, eines Lebens, das unruhig, voll drängender Kraft und reich an Begegnungen ist wie der Strom, an dem es begann und nach dem er — schwere Krankheit hält den Dichter im Süden gefangen — Heimweh hat wie ein Junge. Es gibt Kapitel in diesem Buch, die allein einen Abend lohnen. Und wenn man es durchgelesen hat, sieht man dann eben doch diesen tapferen und fröhlichen Menschen und ist ihm dankbar für einen reichen Fischzug aus dem Strom seines Lebens.
Johann Heinz Beckmann

Hinter Gottes Schleiern. Von Maria Land. Einsiedeln, Benziger & Co. 272 S. 4.30 M.

Aus Aufzeichnungen ist dieser Roman hervorgewachsen. In wunderbarer Weise verschlingt sich in ihm die Vergangenheit eines alten Geschlechts mit der Gegenwart, die Schuld mit dem Opfer, die vor Jahrhunderten ringende und leidende Gestalt eines schuldlosen Mädchens mit einem solchen, das in der Gegenwart das Sühnopfer seines frühen Todes bringt. Es ist viel Lebendiges, Warmes und Großes in den Blättern dieser Erzählung; aber einem evangelisch denkenden und empfindenden Menschen sind von vornherein feste Schranken gesetzt, über die er nicht hinaus kann im Mitgehen und Miterleben: die Mystik des Buches, der ausgeprägte Katholizismus, der in mehr als einem Fall zu ungerechter Beurteilung der Gegenseite führt, läßt uns trotz der unzweifelhaften Feinheiten nicht zum vollen Genuß kommen. Ein guter Katholik wird in dieser Erzählung Höhepunkte seines Glaubenslebens finden, und für solche Leser wird das Buch geschrieben sein.
Emma Müllenhoff

Die Stadt auf der Brücke. Roman. Von Ingeborg Andresen. Braunschweig, Westermann 1935. 238 S., 4.80 M.

Wir haben genug Grenzromane, die das Kämpfen und Leiden unsrer auslanddeutschen Bruderstämme darstellen; nicht immer objektiv und wahr. Hier ist ein Neues. Vulkanisch bricht in diesem Werk der Bekennermut einer Frau durch, die schwer unter dem, was sie schildert, gelitten hat: das Auslanddeutschtum der ersten Nachkriegszeit (bis 1923!), wie sie es schildert, war wert, daß es zugrunde ging. In einer Fülle von Gestalten, Schicksalen und Szenen braust der Sturm eines leidenschaftlichen Richter-Ernstes über das verwelkende Gestrüpp jener Tage hin, in einem symbolischen Brande vergeht es. Im Grunde aber bereiten sich kleine Keime zum kommenden Frühling vor. „Die Stadt auf der Brücke" ist das Grenzland Schleswig zwischen zwei Meeren, es ist das in Deutschland unbeachtetste Grenzland. Die wir mit im deutsch-dänischen Grenzkampf gestanden haben, wir bitten euch: lest dies erste wahrhaftige Buch darüber, dann wißt ihr, um was es hier geht! Christian Tränckner

Altgrödener Geschichten. Von Veronika Rubatscher. Heilbronn, Eugen Salzer Verlag. 77 S. 2.80 M.

Wir sehen die Südtiroler Berge im Hintergrund, die blühenden Täler im Vordergrund der echt volksnahen Erzählungen. Durch einen fremden Dialekt, durch die alten Sitten hindurch fühlen wir stark und lebendig den Herzschlag der Menschen, die reine Luft ihrer Berge, das Hinauswachsen über begrenzte Täler und die Erfüllung des Schicksals, das dennoch an sie gebunden ist. Die packende Schilderungsgabe der Verfasserin, die dramatische Lebendigkeit läßt uns neben diesen Menschen gehen, als hätten wir sie gesehen.
Emma Müllenhoff

Amries Vermächtnis. Von Elisabeth von Randenborgh. Berlin, Furche-Verlag 94 S. Geb. 2 M.

Der dritte Band einer Trilogie aus dem Ravensberger Lande, und man ist im dritten wie im ersten gefesselt durch die Geschlossenheit dieser Familiengeschichte. Die Bodenständigkeit der uns hier vorgeführten Geschlechter wirkt ebenso auf uns wie ihre feste Verwurzelung in einer höheren Welt, die als köstlichstes Vermächtnis weitergegeben wird. Durch Tragik und Schuld geht der Weg dieser Menschen; aber er geht auf ein klar erkanntes Ziel zu. Am stärksten brennt dies Glaubenslicht in der Seele der Amrie, die wir schon als junge, mitten im Leben stehende Frau kennenlernten, und die nun, an den Stuhl gefesselt, die starken Strahlen ihres Innenlebens weitergehen läßt auf Kinder und Enkel, und deren Tod die letzte ihr widerstrebende Seele nach sich zieht auf den Weg hingebender Liebe. Nicht ein belehrendes, sondern ein vorgelebtes Leben, das der Wirkung desto gewisser ist.
Emma Müllenhoff

Die Leutchen vom Walde. Von Bohatta-Morpurgo. München, Verlag Ars Sacra-Josef Müller. 3.20 M.

Die sehr feinen, mit Liebe und Humor gemalten Bilder geben diesem Buch seinen Wert. Man kann sie oft und oft betrachten und freut sich immer wieder daran. Die Erzählung,

in die sie eingefügt sind, ist ein hübsches Märchen. Ein freundlicher Zwerg erzieht Käferkinder, lebt mit den Tieren des Waldes und teilt ihre Freuden und Kümmernisse. Ein Tierbuch ist es nicht, sondern eben ein Märchenbuch, in dem Tiere wie Menschen sind. Aber die herzliche Freundlichkeit, die Geschichte und Bilder erfüllt, kann auch zur Tierliebe führen. Julie Schlosser

Christnacht im Schnee. Eine Weihnachtsgeschichte. Von Hanne Menken. Mit acht farbigen Vollbildern. — **Unser kleiner Spatz.** Aus frohbewegter Zeit in einem kinderreichen Hause. Von M. Labberton. Mit Federzeichnungen von Reinold. Stuttgart, D. Gundert Verlag 1935. Beides je 63 S. 0.85 M.

Beide Erzählungen können Alt und Jung erfreuen. Die Weihnachtsgeschichte — in dem besonders schön ausgestatteten Jubiläumsbändchen der Sammlung „Sonne und Regen im Kinderland" — von der Liebe der Kinder zur Mutter, die durch eben diese ihre Liebe wunderbar gerettet werden. Im zweiten Bändchen das Haus mit dem Kindersegen, eine Geschichte voll Sonne und feiner Pädagogik — fast eine Art holländischer „Familie Pfäffling". Walther Buder

Am Torwarthäuschen. Ein Geschichtenkranz aus einem alten Städtchen, für kleine Mädchen und Buben. Von Maria Batzer. Mit sechs farbigen Vollbildern von Rolf Walz. Stuttgart, D. Gundert 1935. 158 S. Leinen 3.60 M.

Was die Rats-, Doktors- und Amtmannskinder mit der jungen Schloßkastellanin und dem Handwerksburschen, mit einem Prachtexemplar einer alten Jungfer und ebenso eines alten Postillions, nebst einem Prinzeßle erleben, zieht in frohen Bildern unterhaltsam vorüber. Hübsch, besonders für Mädchen. Walther Buder

Der Mensch schwimmt und andere Kurzgeschichten. Von Franz Weiseneder. München, Pössonbacher. 63 S. 1 M.

Zum Teil psychologisch fein motivierte, zum Teil seltsam konstruierte Erzählungen mit dem Grundmotiv des Glaubens an eine höhere göttliche Führung. Johannes Jansen

Tyras. Von Mariluise Lange. Die Geschichte eines treuen vierbeinigen Kameraden. Mit 50 Federzeichnungen von Gunter Böhmer. Stuttgart, Gundert. 108 S. 1.90 M.

Lebendige Bilder aus dem Leben einer treuen Dogge und ihrer jungen Freunde unter den Menschen. Hübsch und mit viel Liebe zum Tier erzählt.

Nordkap in Sicht. Eine unerwartete Nordlandreise. Von Karl Helbig. Für die Jugend von 10 Jahren an. Mit Bildern von Richard Sapper. Stuttgart, D. Gundert Verlag 1935, 118 S. 1.90 M.

Der Geograph belehrt in freundlicher und unterhaltender Form. Eine Mutter, die ihre sieben Kinder tapfer durchbringt, kommt mit ihrem Sorgenkind aus ihrer Thüringer Heimarbeit heraus zu einer Reise ans Nordkap. Wie, das ist besonders hübsch, und soll man selber lesen. Empfehlenswert wie alle die „Blauen Jugendbücher" des Verlags.

Walther Buder

Chronik

Staatliche Vorgänge

Ministerpräsident Göring wandte sich auf der Führertagung der NSDAP des Gaues Schlesien gegen „germanische Hochzeiten". ED 44

Der Reichserziehungsminister veranstaltet gegenwärtig eine Umfrage, die feststellen soll, wie viele an öffentlichen Volksschulen angestellte oder beschäftigte Lehrer und Lehrerinnen aus den christlichen Religionsgemeinschaften ausgeschieden sind oder ihnen nicht angehören. FZ 20. 11.

Auf der ersten großen Reichstagung der Reichsorganisation der HJ sagte Baldur von Schirach, die HJ sei nicht religionsfeindlich; eine Jugend, die durch den Dienst an der Nation, der sie sich weiht, in den Dienst des Ewigen getreten ist, kann nicht glaubenslos sein. FZ 3. 11.

Der 9. November wurde für den Stadtbezirk München als Feiertag mit Arbeitsruhe und Ladenschluß für den ganzen Tag erklärt. FZ 3. 11.

Der Oberpräsident von Westfalen hat das Verbot des Oberbürgermeisters von Bochum, den Konfirmandenunterricht in Schulen zu erteilen, auf Einspruch der Gemeinde aufgehoben. RfKZ 44

In Baden ist den konfessionellen Vereinen die Veranstaltung rein weltlicher Feiern wie Fastnacht und Maifeiern verboten worden. FZ 10. 11.

10,7% der deutschen Buchproduktion im Jahre 1934 waren Schriften religiösen und theologischen Inhalts. FZ 9. 11.

Der Kyffhäuserverband des Vereins Deutscher Studenten hat, wie gemeldet wird, die ihm angebotene Umwandlung in Kameradschaften des NS-Studentenbundes u. a. deshalb abgelehnt, weil die weltanschauliche Schulungstätigkeit des NS-Studentenbundes mit dem Punkt 2 des Programms der NSDAP im Widerspruch stünde. Der V.D.St. bekennt sich zu dem Grundsatz der Glaubens- und Gewissensfreiheit, will aber bewußte Angriffe gegen das Christentum in seinen Reihen nicht dulden. Die weltanschauliche Schulung der Studenten in Schulungslagern des NS-Studentenbundes sei aber so durchgeführt worden, daß drei Weltanschauungen, die marxistische, die christliche und die nationalsozialistische, als kompromißlos sich ausschließend einander gegenübergestellt wurden. EPD 13. 11.

Die bekannte Zinzendorfschule der Brüdergemeine in Neuwied wird 1936 geschlossen, da die Schulaufsichtsbehörde die Frage, ob Bedarf bestehe, verneint hat.

Die Anthroposophische Gesellschaft ist erst für Baden, dann für das ganze Reich aufgelöst worden.

Bonsels' Eros und die Evangelien wurde in Hamburg polizeilich beschlagnahmt.

Deutsche Evangelische Kirche

Der Reichskirchenausschuß erklärt, daß ihm allein Leitung und Vertretung der Deutschen Evangelischen Kirche zustehe. In einigen Kirchengebieten wurden Evangelische aufgefordert, durch Namensunterschrift für eine lutherische Reichskirche einzutreten; die Werbung dazu habe keinerlei amtlichen Charakter.

In der neugebildeten Finanzabteilung der DEK führt den Vorsitz Oberkonsistorialrat Gustavus von der deutsch-evangelischen Kirchenkanzlei, Mitglieder sind außerdem die Oberkirchenräte Koch, Duske (Preußen), Kretzschmar (Sachsen), Müller (Württemberg), Meinzolt (Bayern), Fischer (Nassau-Hessen). FZ 8. 11.

Das Gesetzblatt der DEK ist amtliches Verkündungsblatt der beiden Kirchenausschüsse (Reich und Preußen) geworden. ED 45

Pastor Gustav von Bodelschwingh schrieb in der Berliner Börsen-Ztg. (13. 11.) über „Aufgaben der Kirche"; er empfiehlt Vertrauen zu den neuen Kirchenausschüssen.

Der Evangelische Verein für deutsche Ansiedler und Auswanderer betreute im ersten Halbjahr 1935 4516 Auswanderer, von denen 3720 nach USA. gingen. ED 44

Die Kirchenbewegung „Deutsche Christen" (Thüringer DC, Nationalkirchliche Bewegung) hielt vom 26. bis 28. Oktober ihre Reichstagung in Eisenach unter Teilnahme des Reichsbischofs und des Landesbischofs. Den Vortrag hielt der Reichsgemeindeleiter Leffler. Eis Tagespost 28. 10.

Die auf dem Boden von Bibel und Bekenntnis stehenden Volksmissionare haben sich nach Auflösung des Deutschen Verbandes für Volksmission zu einer „Arbeitsgemeinschaft deutscher Volksmissionare" zusammengeschlossen. Vorsitzender des leitenden Bruderrates Pfarrer Kern, Geschäftsführer D. Füllkrug, Berlin-Dahlem. JK 20

Seit 1900, von wo an genaue Statistiken vorliegen, sind 13 306 Juden evangelisch geworden. Am geringsten war die Zahl der Taufen 1928 (166) am höchsten 1933 (933). Von 1901 bis 1913 wurden 42 372 Rassenmischehen eingegangen. Dtsch Pfarrerbl 44

Landeskirchen

In Bayern betrug 1933 die Beteiligung am Abendmahl 56,24%, 3405 Eintritten in die Kirche standen 1165 Austritte gegenüber. ED 37

Der neue hessische Landeskirchenrat (vgl. Sp. 1062) wählte zum Vorsitzenden Zentgraf, zu seinem Stellvertreter Müller, zum Schriftführer Lenz; die beiden ersten gehören der Mitte, Lenz der BK an. Im Bericht Sp. 1062 (nach der Liste der Mitglieder des neuen Landeskirchenrats) l.: je drei aus den drei Gruppen.

In Baden betrug 1934 die Zahl der evangelischen Kirchgänger durchschnittlich 139 528 = 15,14%, der Abendmahlsgäste im Jahre 362 162 = 39,32%. ED 42

In Beeden (Pfalz) wurde in Erinnerung an die Rückgliederung des Saarlandes eine „Befreiungskirche" eingeweiht. ED 44

In Thüringen werden Reformationsfest und Totensonntag als evangelisch-kirchliche Feiertage von Polizeistunde zu Polizeistunde geschützt. ED 42

Der braunschweigische Landesbischof hat angeordnet, daß innerhalb seiner Kirche in jeder Gemeinde eine Gemeindegruppe des deutschen evangelischen Männerwerks zu bilden ist. HambKZ 10

Katholische Kirche

Der Vatikan hat Maßnahmen getroffen, daß die katholischen Einrichtungen in Rom von der Anwendung der Sanktionen nicht betroffen werden. ED 45

Der katholische Pfarrer Albert Coppenrath von der Mathiaskirche in Berlin wurde zu 50 Mark Geldstrafe verurteilt, weil er am Tage der Bestattung von Reichsstatthalter Loeper nur die Kirchenflagge gehißt hatte. Sein Einwand, er habe keine Hakenkreuzflagge besessen, zog nicht, da er nach Ansicht des Gerichts sie sich leicht hätte beschaffen können. FZ 3. 11.

Wegen Devisenvergehens wurde der Bischof von Meißen Theodor Legge zu 100 000 Mark Strafe, sein Bruder, der Generalsekretär des akademischen Bonifatius-Vereins, Peter Legge, zu 5 Jahren Zuchthaus und der Generalvikar Domherr Wilhelm Soppa zu 3 Jahren Zuchthaus verurteilt.

Ein Domkaplan in Eichstätt wurde in Schutzhaft genommen, weil unter seiner Führung Mitglieder des katholischen Jugendverbandes militärische Uebungen abgehalten und innerhalb des Verbandes anstatt religiöser Betätigung eine dem Staat abträgliche Politik getrieben haben sollen. FZ 3. 11.

Zwei Frauen, die einen katholischen Geistlichen in Hamburg auf offener Straße „Devisenschieber" genannt hatten, wurden zu je einem Monat Gefängnis verurteilt. FZ 2. 11.

Das Bezirksverwaltungsgericht Hildesheim lehnte die bei Wechsel in der Leitung notwendig gewordene Erneuerung der Konzession für das seit 1908 bestehende katholische Gesellenhaus ab, da der Grundsatz der Volksgemeinschaft erfordere, daß konfessionelle Standesvereinigungen nicht mehr geduldet würden. FZ 1. 11.

Andere religiöse Vereinigungen

Die DG hielt das erste Lehrerthing ab, auf dem Hauer über die Gemeinschaftsschule sprach. ED 44

„Durchbruch" 3. 10.: „Theodor Fritsch hat seinerzeit für seinen ‚Hammer' das ständig wiederkehrende Wort geprägt: Es gibt keine Gesundung vor Ausscheidung des Judentums. Und wir setzen hinzu: Es gibt keine Gesundung, bevor nicht der letzte Hauch des Christentums für immer verweht ist." JK 21

Europäisches Ausland

Von den 140 000 Bewohnern des Memellandes gehören 128 000 der evangelischen Kirche an, meist Deutschstämmige, in 3 Kirchenkreisen mit 32 Kirchengemeinden und 38 Pfarrstellen. An der Spitze steht, seit 1933 der bis dahin bestehende Zusammenhang mit der deutschen Mutterkirche vom Staat abgebrochen wurde, ein Konsistorium unter dem Vorsitze eines Generalsuperintendenten. PZ 19. 10.

Professor i. R. Ragaz in Zürich ist aus der Sozialdemokratischen Partei ausgetreten. RfKZ 45

In Dänemark kommen auf einen Pfarrer 2250, in Nordschweden 3000, in Südschweden 2000, in Norwegen 4000 Einwohner. RefKZ 43 (vgl. auch CW 1935, Sp. 619).

Die amtliche Kirchenversammlung der Kirche von England nahm am 20. November mit großer Mehrheit eine Erklärung an, worin die Lösung der Judenfrage in Deutschland als „ein schweres Hindernis für die Förderung des Vertrauens und des guten Willens zwischen Deutschland und anderen Nationen" bezeichnet wird. Eingebracht hatte sie Bischof Bell von Chichester, der Präsident des Oekumenischen Rates für praktisches Christentum; zugestimmt haben ihr u. a. der Erzbischof von Canterbury und der Bischof von Durham. FZ 23. 11.

Die ungarische reformierte Landes-Presbyterkonferenz beschloß die Errichtung eines reformierten Landesmuseums aus dem Material der reformierten Landesausstellung des vergangenen Jahres in Debreczen. UPP 8/9

Die Schottische Kirche hat in Rev. Robert Smith in Prag einen ständigen Geistlichen für mindestens fünf Jahre angestellt, der in einem tschechisch-englischen Gottesdienste in sein Amt eingeführt wurde. RfSchwZt 44

In Finnland gibt es Gemeinden von 9000 Seelen und einem Umfang von 15 000 qkm; in Helsingfors kommen 8174 Seelen auf einen Geistlichen. ED 45

Zum Posener evangelischen Diakonissenhaus gehören 364 Schwestern, davon 297 eingesegnete, 53 Bei- und 14 Probeschwestern. PEK 1

Die lutherischen Finnen haben in Rußland von 120 Kirchen noch eine, die lutherischen Gemeinden in Ingermanland noch 2 Geistliche und 4 Prediger. ED 43

Nach sowjetrussischen Statistiken zählen die Baptisten in Rußland noch zwei Millionen Anhänger. PEK 1

In Oesterreich wurde zum ersten Male ein Theologenferienlager von Alumnen des Klagenfurter Priesterseminars in der Nähe der Abtei Tanzenberg gehalten. ED 43

Andere Erdteile

Bei der Explosion eines Munitionslagers in Sautschan in China wurde die 300 Meter entfernt liegende Steyler Missionsstation zerstört und sämtliche Missionare und Schwestern verletzt. FZ 9. 11.

In Tientsin ist zum ersten Male ein deutsches evangelisches Wochenblatt „Sonntagsgedanken" erschienen. ED 44

Die Minahassische und die Molukkische Kirche wurden als selbständige protestantische Kirchen in Niederländisch-Indien erklärt. EPR 113

In Guadelajara in Mexiko sind 31 Geistliche verhaftet worden unter der Beschuldigung, eine Verschwörung angezettelt zu haben. Montag 21. 10.

In Mexiko gibt es 594 evangelische Kirchen und 130 000 evangelische Christen, von denen 90 000 geborene Mexikaner sind. RfSchwZt 44

In Arpádfatwa, einem überwiegend ungarischen Städtchen in Brasilien, ist die erste ungarisch-reformierte Kirche Südamerikas erbaut worden. UPP IX 10

Von Personen

Gewählt: Frau Dagmar von Bismarck zur 1. Vorsitzenden der Evangelischen Reichsfrauenhilfe an Stelle der ausgeschiedenen Frau von Oppen. Zugelassen: Der tschechisch-brüderische Pfarrer Dr. Rican Bohuslawitz als Dozent für Kirchengeschichte an der Prager Hus-Fakultät. Beauftragt Privatdozent Lic. Kurt Möhlenbrink in Königsberg mit religionsgeschichtlichen Vorlesungen und hebräischem Unterricht in Göttingen. Gestorben: Geh. Konsistorialrat Pfarrer i. R. Hermann Dechent in Frankfurt a. M.

Verschiedenes

Helene von Dungern †. Am 11. November ist in Freiburg i. Br. eine besonders treue und tapfere Freundin und Mitarbeiterin der CW, Helene Freiin von Dungern, heimgerufen worden, nachdem sie noch auf ihrem langen Krankenlager ihren 70. Geburtstag hatte feiern dürfen. Wie bei ihrem, den alten Freunden noch bekannten Vetter, dem „Friedensrichter" Friedrich von Oertzen, mit dem auch die CW sie verband, war bei ihr der Adel der Geburt mit einer wahrhaft adeligen Gesinnung vereinigt. Ihre Vornehmheit lag in ihrer freimütigen Gerechtigkeit und stillen Dienstbereitschaft. Die evangelisch-soziale Gesinnung Robertsons, dessen sozialpolitische Reden sie vor 40 Jahren verdeutscht hat, war in ihr lebendig, und die Freundschaft unseres unvergeßlichen Paul Drews führte sie in den Evangelisch-Sozialen Kongreß und in die Reihen der Freunde der Christlichen Welt, von wo aus sie auch das Verständnis für die besondere Aufgabe der Ostasien-Mission fand, für die sie bis zuletzt mit nie versagender Treue eintrat. Der Zusammenbruch von 1918 traf auch sie schwer, aber nie war ein Wort der Klage darüber zu hören. Sie stand nach wie vor fest in der Jugendarbeit (auch in der internationalen Freundschaftsarbeit für junge Mädchen), in der evangelisch-sozialen Frauenschule und in Aufgaben, die eine besondere Energie der Selbstverleugnung verlangen: an Gefangenen und Gefallenen, d. h. da, wo keine Lorbeeren zu holen sind. Aber dort reift ein christlicher Charakter. Ueber

ein volles Jahr mußte die immer Tätige und Hilfsbereite im Freiburger Diakonissenhause auf ihre Erlösung warten. Aber da wirkte sie bis zuletzt durch die klaglose Tapferkeit und die Freudigkeit des Leidens. In ihrem letzten Briefe schrieb sie mir vor kurzem noch: „Nun heißt es weiter Mut, Geduld und Gehorsam festhalten. Das ‚Dankbarsein für jede Wohltat' — ich kenne das Wort schon lange — ist noch das Leichteste angesichts der oft so namenlos schweren Schicksale, die man hier an sich vorüberziehen sieht. Man müßte sich vor sich selber schämen, wollte man sich auch nur einen Augenblick bedauern." — „Es wird viel mehr durch Leiden erreicht, als wir heute sehen können." (Hudson Taylor.) Wäre sie zuletzt bei Bewußtsein gewesen, so hätte sie gewiß, wie eine ihrer Vorgängerinnen, gesagt: „Ich sterbe nicht — mein Elend stirbt!" Paul Jaeger

Ausführungsbestimmungen zum Reichsbürgergesetz vom 15. September 1935, die mit starkem Interesse erwartet wurden (vgl. Sp. 994 ff.), liegen in einer „Ersten Verordnung zum Reichsbürgergesetz" vom 14. November 1935 vor. Die Einzelheiten sind aus den Tageszeitungen bekannt. Niemand wird verkennen: die Regelung ist (im Zusammenhang mit der gleichzeitig ergangenen ersten Verordnung zur Ausführung des Gesetzes zum Schutze des deutschen Blutes) einerseits von dem Grundsatz der Reinerhaltung der Rasse, der Scheidung von Deutschen und Juden, her folgerichtig; andrerseits wird durch diese Verordnung eine vom Staat als zu weitgehend empfundene Anwendung des Prinzips abgelehnt und so sind schwerste Besorgnisse vieler Beteiligter und der mit ihnen Empfindenden zerstreut. Juden und Mischlinge werden unterschieden und als Jude gilt nur, wer mindestens drei volljüdische Großeltern hat, sowie diejenigen, die von zwei jüdischen Großeltern stammen und der jüdischen Religionsgemeinschaft angehören oder beitreten oder mit Juden verheiratet sind oder sich verheiraten (und Kinder, die künftig aus außerehelichem Verkehr von Nichtjuden mit Juden stammen, der aber verboten ist). Ueber die Eheschließung der Mischlinge (Halbarier), sowohl derjenigen, von deren vier Großeltern zwei jüdisch sind, als auch derer, von deren Großeltern nur eins jüdisch ist, sind Bestimmungen erfolgt, die Klarheit schaffen. Die Mischlinge erhalten das vorläufige Reichsbürgerrecht, die Juden (Volljuden im Sinne dieser Bestimmungen) nicht. Soweit in Reichsgesetzen oder Anordnungen der Partei Anforderungen an die Reinheit des Blutes gestellt werden, die über die jetzige Verordnung hinausgehen, bleiben sie in Geltung; Vereine dagegen sollen solche weitergehende Bestimmungen nicht mehr haben. Ausdrücklich ist in § 4 gesagt, daß die Angelegenheiten der Religionsgesellschaften, also die der christlichen Kirchen und der jüdischen Religionsgemeinschaft, unberührt bleiben. Juristische Einzelfragen, die sich noch ergeben können, zu besprechen ist hier nicht der Ort. Die volle Bedeutung der neuen Bestimmungen wird erst dann zu übersehen sein, wenn genauere statistische Angaben über die Zahl derer vorliegen, die im Sinne des Gesetzes als Mischlinge (der beiden obengenannten Arten) zu gelten haben (die bisherigen Volkszählungen erfaßten bei uns nur die Juden im Kofessionssinn; 1933 waren es rund 500 000). M

Zur Richtigstellung. Unter diesem Titel sendet uns ein treuer Leser einen freundschaftlichen Protest gegen die Bemerkung in Nr. 18 Sp. 844: Die Vertreter des Christentums hätten in den Tagen der Heiligen Allianz und darnach die Schuld der Sanktionierung des ungerechten Besitzes und Brutalisierung des sozialen Lebens auf sich geladen. Ausdrücklich ist dort von „Menschen um 1820" die Rede, aber der Schatten fällt auf das ganze Jahrhundert bis heute. Der verehrte Einsender ruft dawider die Geister der Stoecker, Ludwig Weber, Naumann, Werner, Blumhardt Sohn, Bodelschwingh wieder wach, er hätte auch Wichern nennen müssen und Andre mehr. Tatsächlich, der Apokalyptiker, der jenen Aufsatz schrieb, sprach gar zu ununterschiedlich sein Urteil über jene „Vertreter". Aber er hatte keine Zeit, sich bei so viel Gerechtigkeit aufzuhalten. Denn eine Erinnerung an jene Propheten und Vorkämpfer durfte er bei unsern Lesern voraussetzen. Aber „den Kirchen" konnte er sie darum nicht so nachdrücklich gutschreiben, weil für die Kirchen und durch die Kirchen trotzdem in der Richtung, an der ihm liegt, im Grunde nicht viel herausgekommen ist. Ich sage das mit blutendem Herzen, aber darum, weil auf die historische Gerechtigkeit, an der dem verehrten Einsender gelegen ist, mir in diesem Falle wenig ankommt, um so mehr aber auf die drängende positive Mahnung des Apokalyptikers, um derentwillen er seinen Aufsatz geschrieben hat. Es stehen ernste Worte vor allem auf Sp. 846 ff. Wir haben gute Männer gehabt, sicherlich, aber so viel haben sie uns nicht gegeben, daß wir von ihnen leben könnten. Die Saat, die sie gesät haben, ist nicht aufgegangen, oder wenn doch, ganz anders als wir uns das gedacht haben; lernen kann man noch immer von ihnen, von ihrem Können und von ihrem Versagen — aber viel Ackerland liegt verödet, und wie immer man unsre Zeit beurteilen mag, ein Neues muß gepflügt werden. R

Von einer Dorfkirche. Kirchen, die aus der ältesten Zeit deutschen Christentums stammen, gibt es auch auf Dörfern, und sie können, weil auf dem Dorf das Leben sich viel unmittelbarer um die Kirche herum abspielt als in großen Städten, deutlicher zu den Menschen der Gegenwart reden, denen so oft gesagt wird, Deutschtum und Christentum seien im Wesen einander fremd. So schreibt Pfarrer Hans Müller in Thekla bei Leipzig in seinem Gemeindeblatt:

Also möchte ich der Kirche Hohen-Thekla das Wort geben, daß sie uns allen sage: Was streitet ihr, ob es richtig war, daß Deutschland das Christentum bekam? Seht, da bin ich und stehe an die tausend Jahre hier. Meine Findlingsmauern erlebten die Zeit, da das Christentum in Deutschland in der Vorwärtsbewegung war, die Zeit des Vormarsches des Deutschtums nach Osten. Hier, auf slawischer Opferstätte, hat der Deutsche Turm und Kirche erbaut. Mein Taufstein aus einem gewaltigen Porphyrblock, der heute eure Kindlein um sich sammelt, hat einst die zum Christglauben kommenden Heimatsassen über sich beugen sehen. Nehmt's doch als Tatsache: Wir sind Deutsche und wir sind Christen, eins ist so positiv wie das andere. Das Christentum ist wie ein ehrwürdiger Baum, vergleichbar der wunderbar beispielkräftigen majestätischen Eiche, die ostwärts der Kirche auf dem Theklaberge steht. Man soll den Baum der Kirche nicht mißbrauchen, indem man aus seinem Holze Keulen und Spieße macht, sich gegenseitig zu schlagen und zu stechen. Sondern laßt uns den Lebensbaum dankbar absuchen nach den Blüten und Früchten, mit denen der Herrgott uns durch ihn hat segnen wollen.

Zur Schätzung der Bekenntnisschriften. Die Klage ist alt, daß praktisch für viele Evangelische die Bekenntnisschriften höhere Autorität gewinnen als die Bibel (die zur Begründung eines festen Lehrsystems wenig geeignet ist, weil sie so viele Widersprüche in sich schließt), obwohl doch die Verfasser der reformatorischen Bekenntnisschriften gerade die Autorität der Bibel betonten und entsetzt gewesen wären, wenn jemand die der Bekenntnisschriften über oder auch nur neben die der Bibel hätte stellen wollen. Sehr bezeichnend ist folgender Satz eines im vorigen Jahrhundert angesehenen holsteinischen Theologen: „Als ich Student war, habe auch ich mich zu der rationalen Auffassung des Christentums hingeneigt... Aber unserer heiligen Augsburgischen Konfession sowie überhaupt den symbolischen Büchern... verdanke ich mein Zurückkommen in das rechte Gleis des evangelisch-christlichen Glaubens" (Joh. Aug. Mau, Das Jubelfest in Schönberg, 1854). Was wohl zu der „heiligen Augsburgischen Konfession" Luther und Melanchthon gesagt hätten, der sie ein paarmal geändert hat, also für der Verbesserung bedürftig hielt!

Verantwortlich: Prof. D. H. Mulert, Kiel, Feldstr. 120

Am Montag, den 11. November, rief der Herr über Leben und Tod seine treue Dienerin, unsere geliebte Schwester

Helene Freiin von Dungern-Oberau

zu sich in sein himmlisches Reich.

Marie König
Lili Freiin von Dungern-Oberau
Thekla von Hohnhorst
Dorette von Schwind
Otto Freiherr von Dungern-Oberau

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Dieser Nummer liegt je ein Prospekt folgender Verlage bei: Hans Bott Verlag, Berlin; Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart; Leopold Klotz Verlag, Gotha; C. Ludwig Ungelenk, Dresden. Um freundliche Beachtung wird gebeten!

Kirche im Aufbau

Heft I:

Ludwig Heitmann

Lutherisches Bekenntnis und Gemeindegestaltung

Das erste Heft der neuen von Christhard Mahrenholz, Wilhelm Stählin und Heinz Dietrich Wendland herausgegebenen Schriftenreihe **„Kirche im Aufbau"** bringt eine grundlegende, bewußt der kirchlichen Aufbauarbeit dienende Darstellung zum Thema: „Lutherisches Bekenntnis und Gemeindegestaltung."
An Beispielen will diese Schriftenreihe aufzeigen, wie aus einem neuerwachenden Selbstverständnis der Kirche ein neues Wissen um das in ihr verborgene göttliche Geheimnis und eine neue Sorge um die Reinheit und Vollmacht ihres Amtes, eine neue Verantwortung für ihren Dienst an der Welt erwächst. Es geht hier nicht um Kirchenkampf, sondern um einen Aufbau, der ebensosehr von der Schau einer künftigen Gestalt wie von der Treue gegen überkommene Bauformen der Kirche bestimmt ist.

Die Schrift von Heitmann gliedert sich in folgende Kapitel: Bekenntnis und Gestalt / Kirche und Volkstum / Die echte Gestalt der lutherischen Gemeinde / Die Kirche der Rechtfertigung aus dem Glauben / Wort und Sakrament • 48 Seiten. Kart. M 1.40

Im Neuwerk-Verlag zu Kassel

Das neue Weihnachtsheft der Liturgischen Blätter

bringt sechzehn Entwürfe für

Advent, Weihnachten, Jahresschluß, Epiphanias

Preis RM. 2.80

„Völlig neue Entwürfe, daher auch für alle diejenigen wertvoll, die das vergriffene frühere Weihnachtsheft der Liturgischen Blätter bereits besitzen." Oldenburger Kirchenblatt

„Jeder, den es angeht, weiß, daß er hier einen Schatz angeboten bekommt, aus dem er hervorholen kann Altes und Neues — und lauter Vortreffliches." Freie Volkskirche

„Wird den Anforderungen von Jugend-, Großstadt- und Landgemeinden gerecht." Neues Sächsisches Kirchenblatt

„Gegenwartsnah, altes Gut geschickt verarbeitend, auch für kleine Gemeinden empfehlenswert." Pfarramts-Praxis

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

Politisches Christentum

Ein Wort über die Thüringer „Deutschen Christen"

von Prof. D. Paul Althaus

2. Aufl. Einzeln 80 Pfennig

= 1. Aufl. in 10 Tagen verkauft! =

1. Die deutsche Geschichte als Heilsgeschichte. 2. Das Reich als Gleichnis des Gottesreiches. 3. „Christus ist unsere Kraft." 4. Der ewige Christus. 5. Die deutsche Nationalkirche.

Der Mythus

Rosenbergbetrachtungen von Albrecht Oepke

1935. 64 S. M. 1.50

1. Umbruch!
2. Die neue Weltgeschichte
3. Syrien in Deutschland
4. Köln gegen Rom und Wittenberg
5. Mythus und Evangelium

In die brennende religiöse Problemstellung greift diese Schrift sachkundig und selbständig ein. Kritisch abwägend und zugleich positiv aufbauend, bringt sie die heute so notwendige Klärung.

A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung, Leipzig

Der Prophet der Deutschen

Von Professor D. Hermann Schuster

Preis etwa RM. 2.40

Martin Luther

eine Antwort auf die Glaubensfragen der Gegenwart

Was deutsche Art ist, das ist eigentlich die Grundfrage, die hinter und vor jeder Aussage über Wert und Unwert einer religiösen Haltung beantwortet werden muß.

Hier ist versucht, das Wesen deutscher Art an Luther zu entwickeln. So ist hier eine Lehre von der Haltung des christlich-deutschen Menschen entstanden. Der Verfasser berührt in dieser Schrift alle Glaubensfragen der Gegenwart.

Ein Geschenkbuch, das viel zur Aufklärung landläufiger Irrtümer beitragen kann

Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M.

Zwei neue wichtige Bücher

Ein neues Buch der Oxford-Gruppe
von einem englischen Frontkämpfer!

STEPHEN FOOT

Gestern fing mein Leben an

Deutsche Übersetzung von »Life began yesterday«
Preis steif broschiert RM 3.–, in Leinen RM 4.–

Widmung des Verfassers: „Dieses Buch widme ich in Liebe und Dankbarkeit jener weltweiten Schar von Männern und Frauen, die von Sorgen los, vom Haß befreit, von Gott geleitet sind – der sogenannten Oxford-Gruppe, die der geplagten Erde neues Leben bringt."

Inhalt: Gestern fing mein Leben an / Die Lösung / Die Angst / Äußere Politik / Handel und Industrie / Die soziale Frage / Die Erziehungsfrage / Das Familienleben / Kritik / Religion und Kirche / Die Bibel / Ausblick und Rückschau / Die Tat

Ein wichtiger Beitrag zum Afrikaproblem!

ERNST RIPPMANN

Weißes und schwarzes Südafrika

heute und morgen

Mit vielen Bildern – Preis steif broschiert RM 3.50

Eine Darstellung der kulturellen, politischen, sozialen und religiösen Probleme, an denen die Umwendung der Dinge in Südafrika sichtbar wird. Den grundsätzlichen Ausführungen folgt die Schilderung persönlicher Erlebnisse, die dem Buch große Anschaulichkeit und lebendige Spannung vermitteln. Wir erhalten durch dieses Buch Einblick in den Kampf der gewaltigen Mächte, die um die Seele des schwarzen Volkes ringen und in dessen Beziehungen zur weißen Rasse. Ein Tatsachenbericht, der angesichts des gesamten Afrikaproblems von großer Bedeutung ist.

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

---

der eckart kreis · stimme und gespräch ·

DER ECKART-KREIS

U. a. erschienen neu:

***Band 19* Schulgeschichten**

Novellen von Walter Bauer, Otto Emelin, Hans Chr. Kaergel, Karl Röttger. 112 S., geb. RM 1.60

Die Schule steht mitten im Volksleben und hat doch zugleich ihre eigenen inneren und äußeren Lebensgesetze. Niemand sollte davon besser künden können, als der Lehrer, der mit dem Auge des Dichters ins Getriebe des Schullebens blickt. Das gilt für die Verfasser dieser fünf Schulgeschichten: sie alle standen oder stehen im Lehramt und berichten aus ihrer persönlichen Erfahrung von ernsten und frohen Begebenheiten, vom Kampf des Lehrers um die Kinder, von stillem Leid und froher Gemeinschaft.

Band 22

Geistliche Gedichte

Herausgegeben von Kurt Ihlenfeld
64 Seiten, gebunden RM 1.40

Die Sammlung, an der u. a. Rud. Alexander Schröder, Fritz Diettrich, Hermann Claudius, Werner Bergengruen beteiligt sind, will recht verstanden ein Gebrauchsbüchlein sein. Nicht die religiöse Problematik, nicht das private Suchen und Tasten, wie es sonst wohl das Kennzeichen der religiösen Lyrik der Gegenwart sein mag, sondern der frohe und gläubige Ausdruck christlicher Gotteserfahrung gibt diesen Gedichten ihre eigene Art. So wird die Sammlung gerade in der religiösen Auseinandersetzung unserer Tage einen wichtigen Dienst der Klärung und Stärkung tun können.

Band 26

Gott und der König

Friedrichs d. Groß. Religion u. Religionspolitik.
Herausg. v. Hans Jessen. 234 S., geb. RM 2.85

Im Fridericusjahr wird eine dokumentarische Darstellung der Religion und Religionspolitik Friedrichs des Großen auf besondere Beachtung rechnen dürfen. Hans Jessen läßt in einer Fülle von Dokumenten die innere Entwicklung des Königs und im Zusammenhang damit, seine politischen Entscheidungen verständlich werden. Der große König fühlte sich als Protestant und hat sich in den mannigfachen Wandlungen seines inneren Lebens der christlich-preußischen Tradition nie entzogen. Neben dem bekannten „Preußischen Choral" wird dieses Buch berufen sein, manche allzu geläufigen Auffassungen vom Charakter des Königs und der preußischen Politik zu berichtigen und zu vertiefen.

Band 29

Luther antwortet *von Rudolf Thiel*

168 Seiten, gebunden RM 2.50

Der bekannte Verfasser der kürzlich erschienenen zweibändigen Luther-Biographie gibt mit diesem in Form und Aufbau eigenwilligen und von einer überragenden Luther-Belesenheit getragenen Buch ein Kompendium reformatorischer Glaubens- und Weltanschauung. Die Absicht war, Luther selber mit seinen eigenen Worten auf Fragen des heutigen Menschen antworten zu lassen. So entwickelt sich in Frage und Antwort vor dem Leser das mächtige von tiefen Spannungen erfüllte Weltbild des Reformators. Luther tritt aus dem Gehäuse der theologischen Wissenschaft heraus und redet als Deutscher, als Seelsorger seines Volkes, als Mensch und Christ Aug in Auge mit dem Menschen von heute.

ECKART-VERLAG • BERLIN-STEGLITZ